

HANS-ULRICH RUDEL

Der weltbekannte Kampfflieger – Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung – schildert in diesem lebhaft geschriebenen Buch nach einem Rückblick auf Kriegs- und Nachkriegserlebnisse seine bergsteigerischen Unternehmungen in der imposanten und teilweise heute noch unerschlossenen südamerikanischen Hochgebirgswelt. Im Mittelpunkt der Schilderungen stehen die Erstbesteigung und zwei weitere Gipfelbezwingungen des Llullay-Yacu (6920 m), des höchsten Vulkans der Erde. Diese Expeditionen waren nicht nur persönlich-sportliche Leistungen ungewöhnlicher Art (Rudel ist fußamputiert), sie haben auch wichtige Forschungsergebnisse erbracht: das Rätsel um geheimnisvolle Inka-Bauten in Gipfelnähe des Llullay-Yacu wurde gelöst. Die zweite Expedition forderte das Leben eines deutschen Kameraden; um ihm eine würdige Grabstätte – in Himalaya-Höhe – zu errichten, führte Rudel eine dramatische dritte Besteigung durch; der Bericht darüber bildet den Abschluß des Buches.

Der Verlag bringt Rudels eindrucksvolle Schilderungen als Jugendbuch heraus, weil der junge Leser durch die Fülle der Abenteuer und den sportlichen Geist gefesselt wird, mit dem sie erlebt und bestanden wurden. Freilich gibt die interessante Beschreibung der Anden, vor allem aber die kraftvolle Meisterung vieler Schicksale, die sich in Rudels Bericht abzeichnet, dem Buch bleibende Bedeutung auch für den erwachsenen Leser. Bis in den philosophischen Bereich dringt Rudel vor, ohne dadurch die Verbindung zur Jugend zu verlieren: *Ist nicht das „befiehl Dir selbst“ das Vernünftigste, was sich tun läßt? Und zeigt nicht jedes meiner Abenteuer, wieviel der Mensch sich selbst befehlen kann?!* “ (S. 136)

DRUFFEL-VERLAG

LEONI AM STARNBERGER SEE

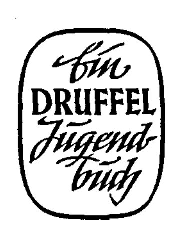




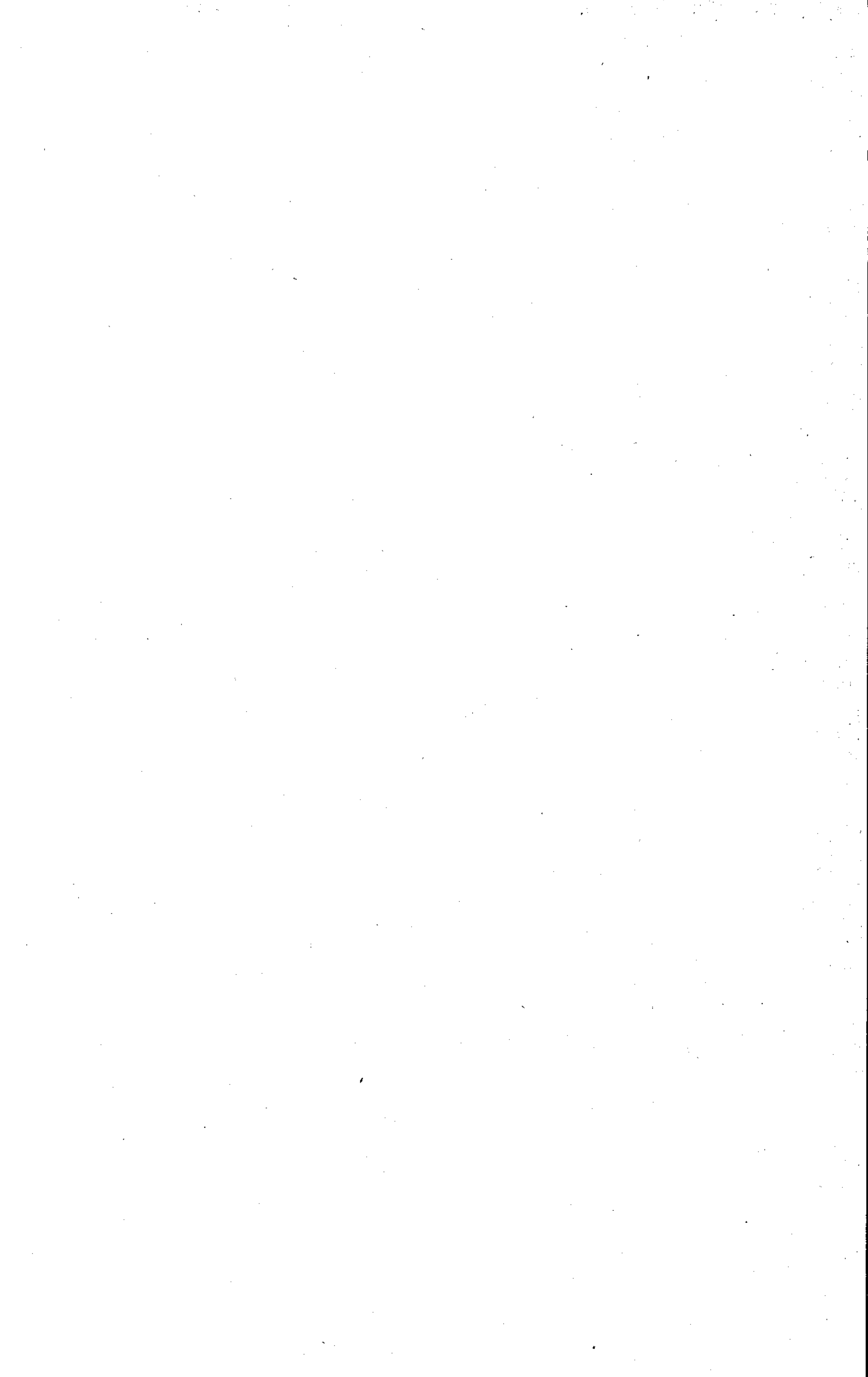
HANS-ULRICH RUDEL

HANS-ULRICH RUDEL

VON DEN STUKAS ZU DEN ANDEN









Vom Feindflug zurück

HANS-ULRICH RUDEL

VON DEN STUKAS ZU DEN ANDEN

AM HÖCHSTEN VULKAN DER ERDE

DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

Kartenskizzen: Alex Buchner

1956

 · Satz, Druck und Bindearbeiten: Dr. F. P. Datterer & Cie. – Inhaber Sellier – Freising · Printed in Germany

Anmerkung des Verlages

Hans-Ulrich Rudel hat am 1. Januar 1945 als erster und einziger Soldat der Wehrmacht die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung, das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, verliehen erhalten. Bis Kriegsende hat Oberst Rudel insgesamt 2530 Feindflüge geflogen — eine Feindflugzahl, die von keinem anderen Flieger der kriegführenden Nationen erreicht worden ist. Rudel versenkte ein russisches Schlachtschiff, zwei Kreuzer und schoß 519 sowjetische Panzer ab.
Er wurde fünfmal verwundet.

*

Seine Kriegs- und Nachkriegserlebnisse hat Hans-Ulrich Rudel ausführlich in drei Büchern geschildert:

TROTZDEM
AUS KRIEG UND FRIEDEN
ZWISCHEN DEUTSCHLAND UND ARGENTINIEN

Diese Werke sind im Plesse-Verlag Göttingen erschienen.

„... so ein verrückter Kerl"

„Ach was, Sie sind so ein verrückter Kerl, Sie wollten unbedingt den Bahnhof angreifen."

„Sie überschätzen mich, Herr Hauptmann."

Es war im Sommer 1941 in Rehilbitzi westlich des Ilmensees, als mich mein Gruppenkommandeur, Hauptmann Steen, mit „verrückter Kerl" ansprach und ich mich verteidigte.

Die Sache war so gewesen:

Wir hatten Auftrag gehabt, den wichtigen Bahnhof Tschudowo an der Linie Leningrad—Moskau mit unseren Sturzkampfbombern — „Stukas" hießen sie in der Welt — anzugreifen und waren in eines der heftigen Gewitter geraten, die es im heißen russischen Sommer gelegentlich gibt. Ich flog mit meiner Maschine wie gewöhnlich scharf hinter dem Flugzeug des Kommandeurs — je finsterer die Wolken um uns herum sind, um so dichter muß ich rangehen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, denn dann wäre die Gefahr eines Zusammenstoßes wirklich groß. Solange ich den Vordermann sehe, ists nicht so brenzlig, auch wenn ich auf ein bis zwei Meter an seiner Tragfläche heran bin.

Wir sind nun über dem Zielraum, aber an Angriff ist nicht zu denken, und ich wundere mich, warum Hauptmann Steen immer noch weiterfliegt, statt umzukehren. Jetzt sehe ich ihn in die Karte blicken — schneller als erwartet, hat er sich entschlossen, plötzlich macht er eine Kehrtkurve, denkt nicht daran, wie nahe seiner Maschine

ich fliege: Nur durch blitzschnelles Drehen kann ich dem Zusammenstoß ausweichen. Aber jetzt bin ich dran: Die rasche Wendung hat mich fast in Rückenlage gebracht und die 700-Kilo-Bomben, die unter der Maschine hängen, ziehen die Ju 87 mit rasender Geschwindigkeit auf den Kopf; durch pechschwarze Wolken stürzen wir in die Tiefe. Keine Erde zu sehen, kein Horizont, nach dem ich meine Maschine aufrichten könnte. Meine Instrumente stehen auf Weltuntergang. Das Variometer gibt das Steigen und Fallen in Metersekunden an — es steht auf Anschlag! Kugel und Pinsel zeigen Drehung des Flugzeuges um Quer- und Längsachse an — sie liegen ganz in der Ecke! Schön übereinander müßten sie stehen, das Variometer auf Null. Der Geschwindigkeitsmesser, der Staudruck, nimmt von Sekunde zu Sekunde zu. Ich muß versuchen, alles wieder in die Normallage zu bringen, und zwar in kürzester Zeit, denn der Höhenmesser beweist, daß es rasend abwärts geht.

Wie ein Besessener ziehe ich mit beiden Händen am Höhensteuer, um die Maschine vor dem Aufschlag abzufangen. Langsam bekomme ich die Instrumente klar. Aber die Leuchtziffern des Höhenmessers kündigen die Katastrophe an: 2300, 2000, 1700, 1500 Meter immer noch der unheimliche Druck am Höhensteuer, also brause ich weiter auf die Erde zu — 1300, 1100, 800, 600, 500 Meter. Das Blut hämmert in den Schläfen; warum noch weiter ziehen?

Plötzlich ein dröhnender Schlag — ist das das Ende?

Es ist nicht das Ende: „Herr Oberleutnant, wir scheinen wo angestoßen zu sein."

Die ruhige Stimme meines Bordschützen sagt mir, daß wir noch leben und fliegen.

Das Ziehen hat im letzten Augenblick doch noch geholfen, jetzt zeigen die Instrumente, daß wir wieder zu

steigen beginnen; es wird heller — und wir klettern aus der untersten Wolkenschicht langsam heraus; soviel ich auch Vollgas gebe, wir werden nicht schneller.

Keine Wirkung ohne Ursache: Wir sind recht gründlich „angestoßen" — die Tragflächen haben zwei Löcher, in denen Reste von Baumwipfeln stecken. Es wundert mich nicht mehr, daß wir so langsam sind; hoffentlich schafft die Ju es noch nach Hause, denn wir sind etwa fünfzig Kilometer hinter den russischen Linien.

Als wir glücklich und endlich wieder über dem Flugplatz Rehilbitzi erscheinen, ist unten die Gruppe vor dem Gefechtsstand anscheinend zum Appell angetreten. Alles schaut entgeistert herauf und tritt weg — gleich erfahre ich, daß der Kommandeur gerade einen Nachruf gehalten hat: „Die Besatzung Oberleutnant Rudel wollte Unmögliches möglich machen und durch das Gewitter stürzend das befohlene Ziel angreifen. Sie hat den Tod gefunden."

Als er gerade Atem holte zu einem neuen Satz, erschien die zerfledderte Ju 87 am Platzrand!

Und dann kam es zu dem Gespräch über den „verrückten Kerl"; in diesem Fall hatte ich recht: Er hatte mich überschätzt — es war nicht der Versuch gewesen, etwas Sinnloses zu tun, sondern ganz einfach ein großes Abenteuer, das ich bestanden und — überlebt hatte.

*

Es war nicht das erste Mal, daß man mich einen „verrückten Kerl" genannt hat — schon meine Eltern, meine Schwestern, meine Lehrer haben das, sei es im Stillen, sei es mit Nachdruck, oft gesagt gehabt, und das nicht ohne Grund; aber irgendwie war doch immer ein Sinn in diesen „Verrücktheiten"...

Daß ich mit Mutters aufgespanntem Regenschirm im zarten Alter von acht Jahren den ersten Absprung meines

Lebens aus dem oberen Stockwerk des väterlichen Pfarrhauses riskierte, war — obwohl das Abenteuer mit einem Beinbruch endete — immerhin nicht nur ein Training in der nützlichen Eigenschaft „Mut", sondern auch eine fliegerische Leistung, die nur an der Tücke des Objekts gescheitert ist. Unzuverlässig, wie Regenschirme nun einmal sind, hat sich das Ding bei der Luftfahrt einfach umgedreht.

Auch mit dem Motor, dem zweiten Element des guten Fliegers, habe ich mich als „ein verrückter Kerl" rechtzeitig vertraut gemacht. Auf einen Sägebock vom Vater lege ich ein paar Bretter, das gibt eine schiefe Ebene zur Erde. Dann wird die Sache nochmal auf Festigkeit nachgeprüft. Jetzt nicht gezittert — und mit Vollgas fege ich mit einem Motorrad über die Bretter hinweg ... ein Sprung ... fester Boden, nun eine tolle Kurve und zurück zu den Brettern und dem treuen Sägebock!

Ich erzähle diese Geschichten nicht, um sie jungen Lesern zur Nachahmung zu empfehlen, sondern nur um zu zeigen, daß manches, was im Augenblick als ganz verrückt erscheint, doch im Rückblick einen vernünftigeren Sinn gewinnen kann — so war es damals mit meinen ersten Sprung- und Motor-Flugversuchen, so ist es vielleicht auch mit den Klettereien im südamerikanischen Hochgebirge gewesen, von denen ich in diesem Buch vor allem erzählen will.

*

Ein „verrückter Kerl" zu sein, dieses Urteil ist dem Jungen nicht so peinlich, als wenn er als „komischer Kauz" gilt: auch um die Bezeichnung bin ich nicht ganz herumgekommen und auch das hat einiges mit den späteren Aufstiegen auf den Llullay-Yacu zu tun.

Mein Lebensabschnitt als „komischer Kauz" begann mit meinem Eintritt in die Luftwaffe, im Sommer 1936; die Geschichte ist ungewöhnlich lächerlich, vor allem,

wenn man bedenkt, was mir später alles an Lob und Auszeichnung von meinen militärischen Vorgesetzten zuteil geworden ist.

Um es kurz zu sagen: ich „fiel auf“, als ich Soldat wurde, und zwar gleich von Anfang an.

Nicht etwa, daß ich frech oder faul gewesen wäre — nein, das war es nicht.

Manchmal hatte ich — welcher Neunzehn- und Zwanzigjähriger ist von „geistigen Pausen“ ganz verschont? — eine „lange Leitung“ und kapierte nicht sofort, was ich sollte. Aber das war es auch nicht.

Es war etwas anderes: Ich rauchte nicht, trank — wenn überhaupt etwas — am liebsten Milch, meine ganze Freizeit gehörte dem Sportplatz, nicht dem Kino und sonstigen Freuden des nahegelegenen Berlin (wir wurden in Wildpark-Werder ausgebildet).

Während der Rekrutenzeit ging es noch: Schwieriger wurde die Sache später, als ich junger Offizier war. Da sah man mich selten im Offiziers-Kasino, dafür aber um so häufiger in den steierischen Alpen (mein erster Standort war Graz). Daß ich auch noch im Kasino ein Glas Milch vor mir stehen hatte (nicht nur weil sie mir schmeckte, sondern weil ich sportlich auf der Höhe bleiben wollte), machte das Urteil endgültig: „komischer Kauz“.

Was das bedeutete, stellte sich bald heraus: als 1939 der Krieg ausbrach, war ich an eine Fernaufklärerstaffel abgeschoben, später saß ich in allen möglichen Heimatstandorten herum und bildete Rekruten aus, während meine Kameraden in Frankreich, in Griechenland am Feind waren . . .

Sie sammelten ihre Erfahrungen auf den Kriegsschauplätzen Europas, während ich nichts anderes tun konnte, als üben, üben und nochmals üben: Verbandfliegen, Bombenwerfen, Schießen . . .

Nichts ist schwieriger, als ein Etikett loszuwerden. Erst als es sich immer und immer wieder beweist, daß meine Maschine mir gehorcht wie angegossen, daß ich dem Lehrer-Flugzeug immer dichtauf folge, ob im Looping, ob im Sturz- oder Rückenflug, daß ich beim Übungsbombenwurf kaum noch eine Bombe außerhalb des Zehn-Meter-Zielkreises absetze — da endlich löst sich der Bann vom „komischen Kauz" und es zeigt sich, daß das Nichtrauchen und das Milchtrinken garnicht so „komisch" war, sondern auch eine der Voraussetzungen meiner Leistung.

*

Hauptmann Steen hat mich noch öfter einen „verrückten Kerl" genannt — je häufiger er es sagte, um so anerkennender war es gemeint. Er wußte, daß ich im Angriff nur deshalb mit meiner Ju 87 so tief stürzte, weil ich das Ziel auf jeden Fall treffen wollte. Aber er meinte: „Das kann auf die Dauer nicht gut gehen."

Zunächst ging es gut:

Im September 1941 wäre wohl meine Tausend-Kilo-Bombe nicht mitten auf der „Marat", dem sowjetischen Schlachtschiff, das im Hafen von Kronstadt vor Leningrad lag, explodiert, hätte ich mich an die Warnung gehalten, die der Kommandeur uns in der Einsatzbesprechung gab: da die Splitterwirkung dieser schweren Bombe bis auf tausend Meter ging, sollte sie mindestens aus dieser Höhe geworfen werden. Als ich beim Angriff das Ziel unter mir sah, fühlte ich den Wink des Schicksals: ich stürze hinunter, die Sturzflugbremse ist wieder eingefahren — wenn ich nicht viel Glück habe, wird die gewaltige Bordabwehr des Kriegsschiffes mich erwischen, bevor ich werfen kann: nicht in tausend Meter Höhe, wie befohlen, sondern in dreihundert Meter Höhe — die „Marat", auf der Matrosen

übers Deck hasten, lebensgroß vor mir — drücke ich auf den Bombenlösknopf am Knüppel und dann erst ziehe ich mit aller Kraft, um die Maschine gerade noch über dem Wasser abzufangen. Nur drei Meter hoch fliege ich ab, die Sinne noch ganz benommen vom rasenden Sturz und plötzlichen Ruck.

Die Stimme des Bordschützen bringt mich wieder zu mir: „Herr Oberleutnant, das Schiff explodiert."

Ohne meine „Verrücktheit" wäre es nicht gelungen . . .

*

Später — es war schon März 1944 — und mein unvergeßlicher Hauptmann Steen, der mir nur kurze Lebensdauer in Aussicht gestellt hatte, war bei einem weiteren Angriff im Kronstadter Hafen längst gefallen — hatte ich mein Leben nur dem sportlichen Training zu verdanken: ich mußte um mein Leben laufen und habe es mit knapper Not dem Tode abgejagt.

Wir lagen im Süden der Ostfront in Rauchowka, zweihundert Kilometer nördlich von Odessa und hatten viele Einsätze zu fliegen, um den Vormarsch der Russen nach Rumänien aufzuhalten. Vor allem mußten wir die Brücken angreifen, die die Sowjets auf ihrem Vormarsch mit Pionieren schnell erbauten; es waren wichtige Objekte und die Flak- und Jägerabwehr war stark. Immer wieder geschah es, daß Maschinen von uns angeschossen wurden und hinter den russischen Linien notlanden mußten. Als Gruppenkommandeur gelang es mir meistens, den Notlandeplatz ausfindig zu machen und in schnellem Einsatz wenigstens die Besatzungen mit meiner Maschine zurückzuholen.

Am 20. März 1944 — den Tag werde ich nie vergessen — hatte ich bis Mittag bei Einsätzen im Raum von Nikolajew

und Balta nicht weniger als sechs Feindflüge hinter mir, dann kam — als siebter Einsatzbefehl des Tages — ein Auftrag, den russischen Brückenbau über den Dnjestr bei Jampol anzugreifen.

Wir sollten mit Jägerbegleitung fliegen — aber sie kam nicht und da das Ziel klar war, griffen wir ohne sie an. Schon zwanzig Kilometer vorher wurden wir von russischen Jägern angenommen. Unser Verband lockert sich auf, obwohl ich durch den Sprechfunk dagegen wettere: „Schließen Sie auf, wir haben a u c h Angst."

Meine Bombe auf die Brücke geht aus vierhundert Metern Höhe knapp rechts neben das Ziel, eine zweite Maschine verfehlt es ebenso, erst die dritte zerstört die Brücke. Währenddessen ist aus unserer Gruppe eine Maschine mit neuer Besatzung angeschossen worden und in Feindrichtung davongeflogen. Die Rauchfahne, die sie hinter sich herzieht, ist nur leicht; flöge sie zur eigenen Front hin, könnte sie sich noch retten. So aber nimmt das Verhängnis seinen Lauf: Fünf bis sechs Kilometer jenseits des Dnjestr finde ich die notgelandete Maschine in einem Feld — die Besatzung, ein Unteroffizier und ein Obergefreiter, ist ausgestiegen und gibt mir Zeichen. Ich lande, aber der Boden ist zu weich, die beiden sind in meine Maschine gesprungen und nun bohrt sich mein linkes Rad tief in den Boden; je mehr ich Gas gebe, um so hoffnungsloser versinkt es.

Während wir herumprobieren, sehe ich mich um. Da kommen, vierhundert Meter entfernt, scharenweise Iwans angelaufen. Raus aus der Maschine. „Mir nach" — und schon laufen wir, was die Beine hergeben, nach Süden. Beim Überfliegen habe ich hier in ungefähr sechs Kilometer Entfernung den Dnjestr gesehen. Über ihn müssen wir auf jeden Fall, sonst sind wir eine leichte Beute der uns verfolgenden Sowjets. Das Laufen ist beschwerlich, denn ich trage hohe Pelzstiefel, Pelzjacke und die normale Kom-

mißhose. Schwitzen ist gar kein Ausdruck! Keiner bedarf des Ansporns, niemand möchte in sowjetische Gefangenschaft geraten, die schon manchem Sturzkampfflieger zum sofortigen Tode wurde. Eine halbe Stunde mag vergangen sein. Die Laufleistung ist gut, die Iwans sind sicher 1000 Meter entfernt. Plötzlich stehen wir vor fast senkrecht abfallenden Steinabhängen, unten fließt der Strom. Der Höhenunterschied beträgt zwischen dreißig und vierzig Meter. Wir laufen hin und her, um eine Abstiegsmöglichkeit zu finden ... unmöglich!

Schließlich bleibt nichts anderes übrig, als uns durch das Dorngebüsch, das den Felsabhang überzieht, hinunterzulassen — so landen wir zwar am Ufer, aber zerschunden an allen Gliedern; unsere Uniformen hängen in Fetzen an uns herunter. Inzwischen sind oben die Iwans angekommen und suchen ratlos herum; daß wir uns die Steilwände heruntergestürzt haben könnten, kommt ihnen nicht in den Sinn, sie entdecken uns nicht und schließlich verschwinden sie.

Vor uns liegt nun der Dnjestr, hier ein Strom von gebieterischer Breite — wir schätzen sechshundert Meter bis zum anderen Ufer. Das Wasser — wir haben den letzten Wintertag — ist eisig. Knapp drei bis vier Grad. Jetzt heißt es beweisen, was der Körper leisten kann; zu vier Mann gehen wir ins Wasser — nur zu dritt noch liegen wir dann eine halbe Stunde später erschöpft am jenseitigen Ufer. Mein treuer Bordschütze Henschel hat es nicht geschafft, in den Fluten hat er den Soldatentod gefunden. Die anderen beiden liegen völlig erstarrt neben mir.

Ohne meine ständige Zehnkampf-Übung wäre ich kaum herübergekommen. Rein sportlich ausgedrückt hat dieses Schwimmen durch den eisigen Dnjestr wohl an die neunzig Prozent meiner Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen.

Es sollte aber noch übler kommen.

Wir haben keine Ahnung, ob und wo hier die Russen stehen. Wir rechnen damit, auf rumänische Truppen zu stoßen, die damals uns noch verbündet waren, und sind voller Hoffnung, als sich uns beim Weitermarsch bald drei Bewaffnete nähern, die wir gegen das Sonnenlicht als Bundesgenossen ansprechen. Wir haben keine Uniformen mehr an und es besteht Gefahr, daß wir nicht richtig erkannt werden; wir gehen also auf die drei Gestalten zu, um ihnen verständlich zu machen, daß wir notgelandete deutsche Flieger sind.

Kaum habe ich das gesagt, als ich auf den Mützen Hammer und Sichel erkenne — also Russen! Schon habe ich ihre Waffenläufe vor der Brust.

An Gefangennahme denke ich keinen Augenblick, nur an Flucht; es besteht höchstens ein Prozent Wahrscheinlichkeit für das Gelingen.

Mein Kopf wird bei den Sowjets gut bezahlt, meine Gefangennahme sicher noch besser. Ich wende langsam meinen Kopf, um zu sehen, ob der Weg frei ist; sie wittern Flucht, einer ruft „Stoj" (Halt). Ich bücke mich blitzartig unter Drehung um 180 Grad und laufe gebückt im Zickzack; drei Schüsse krachen, nun knallen ununterbrochen die Maschinenpistolen und Schnellfeuergewehre. Ein stechender Schmerz in der Schulter. Aus kurzer Entfernung hat der Kerl mit der Maschinenpistole mir durch die Schulter geschossen, die beiden anderen schossen vorbei. Ich laufe wie ein Hase im Zickzack den Hügel rauf, Kugeln pfeifen oben, unten, rechts, links. Die Iwans laufen nach, halten an, schießen, laufen, schießen, laufen, schießen, laufen. Noch kurz vorher glaubte ich vor Starrheit meine Glieder kaum bewegen zu können, nun laufe ich den Lauf meines Lebens; nie bin ich eine bessere 400-Meter-Zeit gelaufen. Blut spritzt aus der Schulter und ich muß gegen ein

Schwarzwerden vor den Augen ankämpfen. Der Hügel will kein Ende nehmen, mein Hauptkurs führt noch in die Sonne, um den Iwans das Schießen zu erschweren. In die helle Sonne schauen ist schwierig, und man verkalkuliert sich leicht, das habe ich soeben ja selbst erlebt.

Den Wettlauf gewinne ich — die anderen tun es offenbar nicht oft genug; ihre Schießerei während des Laufens ist schlecht gezielt, bald habe ich fünfzig bis sechzig Meter Vorsprung; er wird immer größer, ich habe trotz der Wunde mehr Ausdauer. Als mein Vorsprung sich schließlich auf zwei- bis dreihundert Meter vergrößert hat, wähne ich schon, Sieger zu sein. Nun aber kommen mir auf einem Höhenkamm nochmals zwanzig Iwans entgegen. Scheinbar haben sie alles beobachtet und wollen nun das waidwundgeschossene Wild vereinnahmen ... Noch einmal bäumt sich der Wille zur Freiheit und zum Leben auf: „Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt." Ich schlage hügelabwärts einen Haken nach rechts. Hinter mir, nun auf vier- bis fünfhundert Meter, die ersten Verfolger, seitlich von mir die neuen. Erstere sind nur noch zu zweit, im Augenblick können sie mich nicht sehen, denn ich bin auf der anderen Hügelseite. Einer ist sicher zurückgeblieben, um meine beiden Kameraden abzuführen, die bei meiner Flucht stehengeblieben waren.

Die Rettung bringt schließlich ein umgepflügtes Feld, in dessen Furchen ich mehr oder weniger kraftlos hineinfalle und wo ich versuche, mich mit den Händen etwas einzugraben — Vorsprung und Abstand haben genügt, um diesem „Verschwinden" nicht die sofortige Aufspürung folgen zu lassen ...

Es gibt noch viele weitere Zwischenfälle auf dem Weitermarsch. Nach einer langen Nacht muß sich nochmals mein Lauftraining bewähren: im frühen Morgen stehe ich am Beginn eines Höhenrückens, der sich in der Richtung

erstreckt, die wohl endgültig zu unseren Linien führen muß. Den Höhenrücken schätze ich auf zehn Kilometer Länge, das ist endlos lang! Aber — ist das wohl wirklich so lang? Zehn Kilometer ist doch ein Abstand, den du früher beim Sport gelaufen bist — öfters — und in vierzig Minuten. Was du damals in vierzig Minuten konntest, mußt du jetzt in sechzig schaffen können; denn der Preis ist die Freiheit. Also versuche ich es mal im Dauerlauf! Du mußt es schaffen ... denke an den Zehnkampf ... und laufe ... laufe ... Einige Male muß ich auf den Indianertrab umschalten und gehe vielleicht hundert Meter im Schrittempo. Dann laufe ich wieder ... ich brauche sicher nur eine Stunde ...

Natürlich habe ich länger gebraucht... aber das war vergessen, als ich den Ortsrand der rumänischen Stadt Floresti erreichte und auf der Böschung einer Sandgrube zwei deutsche Soldaten stehen sah...

*

Noch eine Geschichte muß erzählt werden, wenn ich dabei bleiben will, dem jungen Leser dieses Buches verständlich zu machen, wie weit und von wie vielerlei Hindernissen durchkreuzt der Weg zum Gipfel des Llullay-Yacu in Wirklichkeit gewesen ist.

Es war am 9. Februar 1945 — fast ein Jahr nach dem „Lauf meines Lebens"; mittlerweile waren die Amerikaner bis zum Rhein vorgedrungen, und die wirklichen Gewinner der westlichen Invasion, die Russen, hatten die Oder erreicht, der letzte Verzweiflungskampf des Reiches stand bevor.

Ich war inzwischen „Spezialist" geworden — Fachmann in der Kunst, feindliche Panzer vom Flugzeug aus zu bekämpfen: die Ju 87 war für diesen Zweck mit zwei Bord-

kanonen ausgerüstet worden, mit denen ich auf Panzerjagd ging; sie blieb nicht erfolglos und hielt unseren Kameraden vom Heer manchen russischen Panzerangriff vom Leibe.

In jenen ersten Februartagen 1945 liegen wir in Fürstenwalde zwischen Berlin und Frankfurt a. d. Oder und sind Tag für Tag in der Gegend von Küstrin eingesetzt — genau dort, wo sich zweihundert Jahre vor uns der preußische Reitergeneral Ziethen herumschlug.

Nun kommt frühmorgens ein Anruf „von oben". Die Russen haben nördlich von Frankfurt bei Lebus eine Brücke gebaut und sind mit Panzern bereits auf dem westlichen Oderufer. Unsere eigene Oderfront ist erst im Aufbau begriffen — und dort, wo die russischen Panzer sind, steht noch nichts von unserer Erdtruppe, auch schwere Waffen können so schnell dort nicht eingesetzt werden. Wenn die Russen die Lage erfassen, dann brauchen sie nur loszufahren und können ohne weiteres Richtung Reichshauptstadt rollen, oder sich auf die Eisenbahnlinie oder die Autobahn Frankfurt-Berlin setzen.

Wir fliegen hin, um zu sehen, was an dieser Meldung wahr ist. Von weitem erkenne ich schon die Pontonbrücke; noch ein ganzes Stück entfernt, bekommen wir schweres Flakfeuer. Ich gehe tiefer und sehe gut getarnt in den kleinen Geländeausschnitten der Flußniederung am Nordrand des Dorfes Lebus einige Panzer, es können zwölf bis fünfzehn sein. Da knallt es schon in meiner Fläche und ich habe einen Treffer der leichten Flak darin. Ich bleibe tief, es blitzt von allen Ecken und Enden auf, schätzungsweise schützen sechs bis acht Batterien diese Übergangsoperation.

Ich überlege, was zu machen ist; ein geschicktes Anfliegen hinter einer Deckung her kommt nicht in Betracht, da die glatte Flußniederung dazu keine Möglichkeit bietet. Es entsteht damit ein stures Angreifen, nur noch vom

Glück abhängig; hätte ich immer so gehandelt, wäre ich schon oft gestorben. Von der Erdtruppe ist niemand hier, achtzig Kilometer sind wir von der Reichshauptstadt entfernt, ein tödlich-gefährlicher Abstand, wenn schon hier Feindpanzer vordringen! Jetzt ist keine Zeit für reife Überlegung. Ich greife an. Die anderen Maschinen sollen oben bleiben, es sind mehrere neue Besatzungen dabei, ihr Erfolg wird bei dieser Abwehr nicht groß sein, die zu erwartenden Verluste aber größer. Diese Maschinen sollen, wenn ich tief fliege und sie das Aufblitzen sehen, mit ihren Kanonen in die Flak reinschießen, vielleicht läßt sich der Iwan in seiner Treffsicherheit doch etwas damit irritieren. Es sind mehrere „Stalin"-Panzer dabei, der Rest sog. T 34. Nachdem vier brennen, und ich keine Munition mehr habe, fliegen wir zurück. Ich melde die gemachten Beobachtungen und betone auch, daß ich lediglich angreife, weil wir achtzig Kilometer vor Berlin kämpfen, sonst sei es nicht zu verantworten. Stünden wir noch weiter ostwärts, würde ich eine günstigere Situation abwarten, bis die Panzer wenigstens aus dem Brückenflakschutz herausgefahren wären. Bei zwei Einsätzen wechsele ich die Maschine wegen Flaktreffern. Zum vierten Male ran, und insgesamt brennen zwölf Panzer. Ich hacke schon in mehreren Anflügen auf einem Stalin-Panzer rum, der zwar qualmt, aber nicht brennen will.

Um anzufliegen gehe ich jedesmal auf achthundert Meter Höhe, denn so weit verfolgt die Flak mich nicht. Von sechshundert Metern Höhe fliege ich steil nach unten in stärksten Abwehrbewegungen, besonders um die Querachse. Bin ich dicht am Panzer, dann halte ich einen Augenblick still zum Schießen. Ist der Schuß raus, dann brause ich mit den gleichen Abwehrbewegungen tief über den Panzer hinweg bis zu einem Punkt, wo ich — außerhalb des Flakbereiches — wieder Höhe sammeln kann.

Immer brennt der Panzer noch nicht — schließlich habe ich nur noch einen Schuß Munition und setze noch einmal zum Angriff an. Schon oft habe ich mit einem Schuß Glück gehabt. Auch diesmal klappt es doch noch: die Flammen schlagen aus dem schweren Panzer, als ich nach dem Schuß tief über ihn hinwegbrause.

Aber jetzt — ein Schlag in meine Maschine, etwas lodert durch mein Bein hindurch, es wird mir schwarz vor den Augen, mit letzter Kraft reiße ich mich zusammen, ich muß noch weiter fliegen, meine Maschine zu Boden bringen.

Ich sehe nichts mehr, handle fast im Unterbewußtsein — mein Bordschütze ruft mich durch den Sprechfunk wieder wach.

Weil ich immer noch nichts sehen kann, frage ich: „Wie ist das Gelände?"

„Schlecht — hügelig."

Aber ich muß runter, sonst schleicht aus dem wunden Körper die gefährliche Gleichgültigkeit wieder über mich. Ich trete links rein ins Seitensteuer und brülle vor Schmerz: aber das rechte Bein wurde doch getroffen? Wie lange fliege ich nun schon so? Knüppel nach rechts, ich hebe die Motorschnauze an und slippe so die Maschine auf den Boden, denn vielleicht funktioniert die Absprengvorrichtung für das Fahrwerk nicht und so kann ich es dann abscheren. Sonst überschlagen wir uns.

Die Maschine brennt ... Es knallt und schleift kurz.

Es ist aus ...

Und doch nicht: Ich erwache auf einem Operationstisch.

Mein erster Gedanke — wo ist mein Bein?

Es ist weg — der Arzt sagt mir leise: „Ich konnte nicht anders handeln, denn außer ein paar Fetzen Fleisch und einigen Sehnenteilen war nichts mehr da, also mußte ich amputieren." Wenn nichts mehr da war, wieso denn am-

putieren, sinne ich mit etwas Humor vor mich hin. Naja, für ihn ist das nichts Neues.

„Aber Sie haben doch um Ihr anderes Bein auch noch einen Gipsverband?" fragt er mich erstaunt.

Ja, es ist richtig — im November war mir im Raum Budapest schon eine ähnliche Sache passiert; da hatte der Iwan mir einen Oberschenkeldurchschuß und einen Steckschuß verpaßt, und ich hatte eine ganze Weile noch zurückfliegen müssen bis ich an einem Flugplatz war und operiert werden konnte. Dann wurde ich am Plattensee in ein Lazarett gesteckt und sollte sechs Wochen im Bett liegen. Nach acht Tagen hatte ich genug und da man zum Fliegen nicht marschieren muß, saß ich seitdem mit dem Gipsverband in der Maschine.

Diesmal aber ist es endgültig ernst. Ich werde nach Berlin gebracht und liege nun im großen, sogenannten Zoo-Bunker, um gepflegt zu werden, während jeden Tag und jede Nacht die großen Flakgeschütze über mir dröhnen, die die fast pausenlosen alliierten Luftangriffe auf die Reichshauptstadt bekämpfen.

Jetzt dauert es wirklich sechs Wochen — aber am Ostersamstag 1945 sitze ich wieder in meiner Maschine, fliege zu meinen Kameraden, bin die letzten Kampfwochen noch bei ihnen. Noch komme ich mir in der Maschine zunächst wie der erste Mensch vor; bald aber fühle ich mich wieder in meinem Element. Etwas erschwert ist das Steuern des Flugzeuges, weil ich nur mit einem Fuß das Seitensteuer bedienen kann. Rechts reintreten kann ich nicht, weil ich noch keine Prothese und auch kein anderes Hilfsmittel habe, deshalb ziehe ich mit dem linken Fuß; damit geht das rechte Seitenruderpedal nach unten und es entsteht der gewünschte Steuerausschlag. Der Stumpf ist dick verpackt in einer Gipsschiene und hängt ohne irgendwo anzustoßen unter dem Instrumentenbrett.

*

Es folgen bittere und ernste Wochen und Tage — ein letztes Mal fliege ich Panzerjagd am Vormittag des 8. Mai 1945.

Dann kommt der Kapitulationsbefehl. Wir liegen noch im tschechischen Raum; wir beschließen nach Kitzingen zu fliegen, weil wir es als großen Platz kennen und daher annehmen, daß er augenblicklich von fliegenden Verbänden der Amerikaner besetzt ist. Im Raum Saaz kurbeln wir noch ein wenig mit den Russen, die plötzlich aus dem Dunst auftauchen und in ihrem Siegesrausch uns noch mühelos zu verschlucken hoffen. Was ihnen in fünf Jahren nicht gelang, gelingt ihnen auch heute — beim letztenmal — nicht. Nach knapp zwei Stunden nähern wir uns dem Platz, gespannt, ob die amerikanische Luftabwehr noch in Tätigkeit treten wird. Da liegt schon vor uns der große Flugplatz Kitzingen. An alle Maschinen gebe ich durch, daß sie nur mit Bruch gelandet werden dürfen; wir wollen keine flugklaren Maschinen übergeben. Das Fahrwerk soll ausgefahren und dann in hoher Fahrt weggeschert werden. Durch starkes einseitiges Bremsen und Hineintreten in dasselbe Seitensteuer ist diese Absicht am besten zu verwirklichen. Als erster liege ich nun hingeworfen vorn auf der Startbahn; da steht schon ein USA-Soldat an meiner Kabine und hält mir eine Maschinenpistole entgegen. Ich öffne das Kabinendach; schon langt er mir an das Goldene Eichenlaub, um es wegzureißen; ich stoße ihn zurück und schließe mein Dach wieder. Amerikanische Offiziere kommen, treten näher und erkennen, daß ich einen völlig durchbluteten Verband habe; er stammt vom Luftkampf über Saaz . . .

So endete für mich der Zweite Weltkrieg — allen düsteren Prophezeiungen zum Trotz hatte der „verrückte Kerl" ihn überlebt.

Über die Berge nach Argentinien

In einem alten DKW fuhren wir eines Mainachmittags 1948 von der Kufsteiner Gegend aus über Mairhofen ins schöne Zillertal, wo sich in friedlicheren Zeiten die große Welt ein ländliches Stelldichein zu geben pflegte.

Mein Sinn steht freilich nicht nach Urlaub und es paßt gar nicht in meine Pläne, daß wir mit unserem Wagen da hinaufschnaufen müssen. Eigentlich wollte ich über den Brenner marschieren — aber man hat mir dringend davon abgeraten. Da ist gerade Großrazzia nach dem früheren Kreisleiter Primbs, der sich aus einem Innsbrucker Gefängnis davon gemacht hat und für die französischen Polizisten und ihre Helfershelfer, die fiebrig nach ihm suchen, wäre auch ich ein fetter Brocken — ja es ist drei Jahre nach dem deutschen Zusammenbruch soweit, daß die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung für mich eine Art von Steckbrief bedeutet und ich nie weiß, wann und wo man mich dafür einsperrt.

Ich habe das Leben in einem Deutschland satt, in dem jeder anständige Soldat nur noch zu hören bekommt, er sei ein Idiot gewesen, als er sich an den Fronten des Krieges herumschlug. Ich will auch nicht mehr das Fuhrunternehmen weiter betreiben, mit dem ich mich — zusammen mit einigen Fliegerkameraden — seit der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Norddeutschland über Wasser hielt. Dunkle Geschäfte sind mein Fall nicht, und andere als dunkle Geschäfte gab es kaum.

Ich muß aus diesem vierfach besetzten Nachkriegsdeutschland für einige Zeit herauskommen, um nicht am Ekel zugrunde zu gehen, zumal ich glaubte, daß es eines Tages noch von Wichtigkeit sein könnte, die Welt von draußen gesehen und Auslandserfahrung gesammelt zu haben. Haben wir in unserer Geschichte nicht schon oft erlebt, daß grundlegende Fehler hätten vermieden werden können, wenn man die Perspektive von draußen etwas mehr berücksichtigt hätte? Bedeutet nicht Auslandskenntnis ein wertvolles persönliches Kapital?

Als sich eine Chance bot, auf dem Luftfahrtsektor in Südamerika verwendet zu werden, griff ich zu — aber es war nicht so einfach, in den Bereich der neuen Tätigkeit zu kommen. Für die in Deutschland herrschenden Besatzungsmächte waren wir doch strafwürdige „Militaristen", und sie dachten nicht daran, uns ausreisen zu lassen; schon um nur nach Tirol zu kommen, mußte ich nachts über einen Bergpfad wandern — Gott sei Dank habe ich mittlerweile einen tüchtigen Prothesenmacher gefunden, der sich um mein Bein bemüht hat und es mir möglich macht, ausdauernd zu gehen und auch wieder Sport zu treiben.

Jetzt gilt es, die österreichisch-italienische Grenze zu überschreiten, ohne dabei „geschnappt" zu werden.

Wenn also der Brenner zu sehr überwacht ist, dann muß ich anderswo nach Schleichpfaden suchen, auf denen sonst die Schmuggler nächtlich ihr dunkles Gewerbe treiben. So ist das in dieser verworrenen Zeit: ein deutscher Soldat schmuggelt sich selbst über die Berge hinweg, um endlich wieder einmal frei atmen zu können. Mit mir zusammen wollen auch der Gruppenkommandeur meiner ersten Gruppe, Herbert Bauer, und mein alter, treuer Bordschütze Ernst Niermann, der auch während der ganzen Gefangenschaft nicht von meiner Seite gewichen ist, hinüber. Wir wollen eine Sache beginnen, die Hand und Fuß

hat, und die uns die Möglichkeit gibt, in unserem Beruf zu arbeiten, und zwar in einer Umgebung, die uns nicht feindlich, sondern freundlich gesinnt ist, und uns Gelegenheit bietet, etwas Positives für Deutschland zu leisten.

Nach dem alten Grundsatz: getrennt marschieren, vereint schlagen trennten wir uns in Süddeutschland, in Italien wollen wir uns dann wieder treffen. Es gab dann noch allerhand Zwischenfälle, bis ich glücklich in dem alten DKW saß, von Freunden begleitet und Richtung Zillertal unterwegs war.

Bald treffen wir jemanden, der uns den Weg zeigen kann, und schon geht es hinauf über die Grüne-Wand-Hütte; erst werde ich noch ein großes Stück mit dem Motorrad gefahren, während Bauer mit den anderen quer durch den Wald läuft. Von der Grüne-Wand-Hütte steigen wir dann zur Kasseler Hütte auf, die mitten in einem großen Schneefeld liegt. Dann machen wir uns möglichst schnell auf, hinauf zum Joch. Oben verabschieden sich die beiden Begleiter, Bauer und ich beginnen den Abstieg. Das erste Stück ist sehr steil. Mit der Prothese ist das kein Spaß, und ich sage mir: es ist doch wesentlich leichter, du setzt dich auf deinen Lederhosenboden und rutschst hinunter. Gedacht getan; schon bin ich am Rutschen, kann nur noch mit den Ellenbogen etwas steuern, aber nicht mehr lange, dann ist der Kopf bald oben, bald unten, der ganze Körper rotiert, und ich erkenne zu meinem Schrecken unter mir große Steine, auf die ich zurase. Doch schleudere ich mich dann, wie bei einem abgesteckten Slalom, doch noch um alle Steine herum; Bauer kommt doch lieber langsam zu Fuß herunter, und wir sind heilfroh, daß die Sache so gut abgelaufen ist. Wir müssen dann noch über eine ziemlich harte Schneefläche und kommen schließlich schon wieder in grüne Gefilde hinein. Unter uns liegt Südtirol, die italienische Grenze hinter uns!

Jetzt heißt es aufpassen, denn hier kann doch leicht ein Grenzwächter auftauchen, wenn uns auch unsere Begleiter vorhin versichert haben, daß das so gut wie ausgeschlossen sei. Die italienischen Grenzwächter zögen es vor, unten, wo das Tal sehr eng wird, an der Straße zu sitzen und aufzupassen, wer dort durchkäme. Die Schwierigkeiten erwarteten uns darum nicht bei den ersten Häusern hier oben, die alle von deutschen Bauern bewohnt seien, sondern nachher bei dem Versuch, ein Verkehrsmittel zu bekommen. Aber vorher sind noch ein paar Stunden zu laufen. Der Marsch ist nicht ganz ohne Schaden verlaufen. Ich habe mir den Beinstumpf erheblich aufgerieben. Sowohl der Auf- als auch der Abstieg waren doch recht anstrengend, und ich bin aufrichtig froh, als wir am späten Nachmittag das erste Dorf erreichen und einige Leute treffen, die wir nach unserer Anlauf-Adresse fragen können. Sie weisen uns auch gleich ein, so daß wir den Hof bald finden. Scheinbar sind wir nicht die ersten, die von den Bergen herabkommen. Nachdem uns dann die Leute ein wenig angeschaut und Vertrauen gewonnen haben, sind sie sehr freundlich zu uns. Ich darf mich oben auf den riesigen Ofen legen, um erst einmal zu schlafen; der Hausherr, der uns weiterhelfen soll, ist noch nicht zu Hause.

Am kommenden Morgen machen wir uns an das nächste Dorf heran — in gedeckter Stellung, so wie im Krieg sich Spähtrupps verhalten haben. Schließlich kommen wir mit Hilfe eines Wägelchens, das wir nicht ohne Aufwendung beträchtlicher Mittel gechartert haben und das den geheimnisvollem Vorzug genießt, von der italienischen Grenzpolizei nicht kontrolliert zu werden zur südtiroler Bahnstation Bruneck.

Zwar nicht die größte, gewiß aber die spannendste Bergtour meines Lebens liegt hinter mir ...

*

Für den heutigen Leser mag es grotesk klingen, aber so war es wirklich: Mit dem Marsch über die Zillertaler Alpen war der schwierigste Abschnitt unserer Reise nach Argentinien geschafft.

Von da an ging es — wenn auch mit zeitbedingten, unvermeidlichen Verzögerungen — wie am Schnürchen: Einige Tage wohne ich in Bozen hoch über der Stadt, dann geht es im Schlafwagenzug nach Rom — auch dort wieder einige stille Tage des Abschieds von Europa . . .

Am 3. Juni schließlich sitze ich wieder einmal in einem Flugzeug — aber nicht vorn in der Kanzel und nicht auf der Suche nach russischen Panzern, sondern schön brav hinten im Passagierraum. Die Schmugglerpfade der Alpen sind vergessen: Madrid — Lissabon — Casablanca — die neun Stunden über dem Atlantik — Natal an der nördlichsten Spitze Südamerikas — nochmals sechs Stunden: Wir sind in Rio de Janeiro, dieser einzigartig schönen Bucht und Stadt.

Die letzten sechs Stunden vergehen wirklich wie „im Fluge" — schon dehnt sich der Flugplatz von Buenos Aires unter uns. Neue Eindrücke, neue Aufgaben und auch: neue B e r g e warten auf mich.

Die Anden locken …

Wie wenig wissen wir Europäer doch von Südamerika! Gewiß, auch ich hatte in der Schule einmal von dem großen Gebirgszug gehört, der gewissermaßen das geologische Rückgrat des ganzen amerikanischen Kontinents ist. Aber als ich nach Cordoba, meinem neuen Arbeits- und Wohnort kam (ich war in der dortigen Flugzeugfabrik tätig), staunte ich doch, als ich zum ersten Mal von meinem kleinen „Chalet Mary“ mitten in der Siérra von Cordoba den Blick in die Ferne richtete, über die in immer zarteren Farbtönen sich verlierenden, hintereinander gelagerten Höhenzüge hin, bis zu den letzten, der auch aus der großen Entfernung noch gewaltig wirkenden Linie der „Gigantes“, die den Horizont abschließt, und hinter der Abend für Abend mit unbeschreiblich prächtigem Farbenspiel die Sonne versinkt. Oft bietet sich mir dieses gewaltige Schauspiel gerade dann, wenn ich mit dem Auto vom Flugzeugwerk nach Hause fahre und über die Höhen am Rande des Tales von Villa Carlos Paz zum Stausee hinunterrausche. Die gute Straße führt zum Teil in kühn geschwungenen Serpentinen durch die Felsen herab, aber dazwischen wird immer wieder der Blick auf die fernen Bergrücken und Hochflächen frei, die dann in zartem Orange, Braun und Violett aufleuchten; und jedesmal packt mich wieder dieser einzigartige, mächtige Zug in die Ferne, den wir alten Flieger wohl nie mehr verlieren werden.

Cordoba liegt in der Nähe dieser großen „Siérra“ und in dem schmalen Gürtel, der in vielem an europäische Ver-

hältnisse erinnert, während der größere Teil Argentiniens, mit seiner riesigen Pampa-Landschaft, uns fremd erscheint.

Hier und besonders im Raum von Mendoza werden wir nicht wie in Patagonien an die Steppen Asiens erinnert, hier lösen sich Weinkulturen mit prächtigen Obstplantagen ab, unterbrochen und eingerahmt von hohen Baumgruppen in üppigem Grün, die sich scharf von dem gewaltigen Hintergrund der steil aufragenden Schneeberge abheben. Die gepflegten Straßen sind kilometerweit mit hohen Bäumen gesäumt, deren Zweige sich über der Straße begegnen, so daß man oft stundenlang wie durch einen schattigen grünen Tunnel fährt, ein Wunder für argentinische Verhältnisse. Weiter südlich in diesem Streifen, am Fuße der Anden, beginnen dann die großen Seen, die sich teilweise bis in das Hochgebirge hineinziehen. Ihre Ufer sind, zunehmend nach Süden hin, von dichten Wäldern gesäumt. In dem bekanntesten Gebiet dieser Art, dem Naturschutzpark um den Nahuel-Huapi-See herum, bei San Carlos de Bariloche, in dem sich viele Europäer niedergelassen haben, gibt es bereits richtigen Hochwald aus uralten Zypressen und ebenso mächtigen Stämmen einer Buchenart, deren Blätter nicht viel größer sind, als die des Buchsbaumes. Die Grenze dieses Hochwalds zur Pampa hin fällt genau mit der Regengrenze zusammen und liegt etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer vor dem Hochgebirge. Auf der anderen Seite der Anden, auf chilenischem Gebiet, ist der europa-ähnliche Charakter der Landschaft noch viel augenfälliger, und dort haben sich ja auch bis heute starke deutsche Siedlungen erhalten. Die Wälder ziehen sich von beiden Seiten an der Kordillerenkette hoch, bis hinunter nach Feuerland, und noch die Insel Navarino, südlich von Ushuaia, ist mit Wald bedeckt, der sich wie ein Kranz um ihre Berge zieht. Die Gipfel der Kordilleren selbst erheben sich im Süden bis zu

dreitausend und knapp viertausend Meter, im Norden des Landes aber bis zu siebentausend Meter Höhe. Diesen Höhen entsprechend erinnert das Hochgebirge im Süden eher an die Alpen, während es im Norden ein ganz eigenes Gepräge zeigt und vom Bergsteiger völlig neue Erfahrungen verlangt. Die Gewalt seiner Formationen, die wuchtige Größe seiner Linienführung und die erhabene Einsamkeit der riesigen von ihm erfüllten und gegliederten Räume lassen sich kaum beschreiben. Die Entfernungen, die zurückzulegen sind, um überhaupt erst einmal an den Fuß eines bestimmten Bergmassivs zu gelangen, bilden ein Problem für sich, wie man es sonst wohl nur aus dem Himalaya kennt.

Niedrigstes Dornengestrüpp und Kakteen aller Formen und Größen klettern noch bis zu zweieinhalb-, höchstens dreitausend Metern empor. Dann gibt es nichts mehr als nackten Fels und Geröll, Schnee und Eis. Aber diese Kakteen sind etwas Einzigartiges in ihren bizarren Gestalten, oft übermannshoch und mit den phantastischsten Blüten geschmückt, manchmal auch in großen Flächen am Boden hinwuchernd, wie bei uns daheim das Latschengestrüpp in den Bergen. Dort, wo jede Vegetation aufhört, muß dann das Gestein selbst die Farbenpalette stellen. Vom schneeweißen Quarz bis zum leuchtenden Rot, vom Schwefelgelb bis zum tiefen Schwarz wechselt die Tönung und wandelt sich beim wechselnden Licht vom Morgen zum Abend. Selbst die Schneefelder leuchten in allen Farben des Regenbogens und wechseln noch unter dem Wolkenschatten, der über sie hinzieht, ihren großartigen Glanz.

*

Sport ist mir ein Lebensbedürfnis natürlich auch in Argentinien geblieben. Meine Prothese hatte sich bewährt —

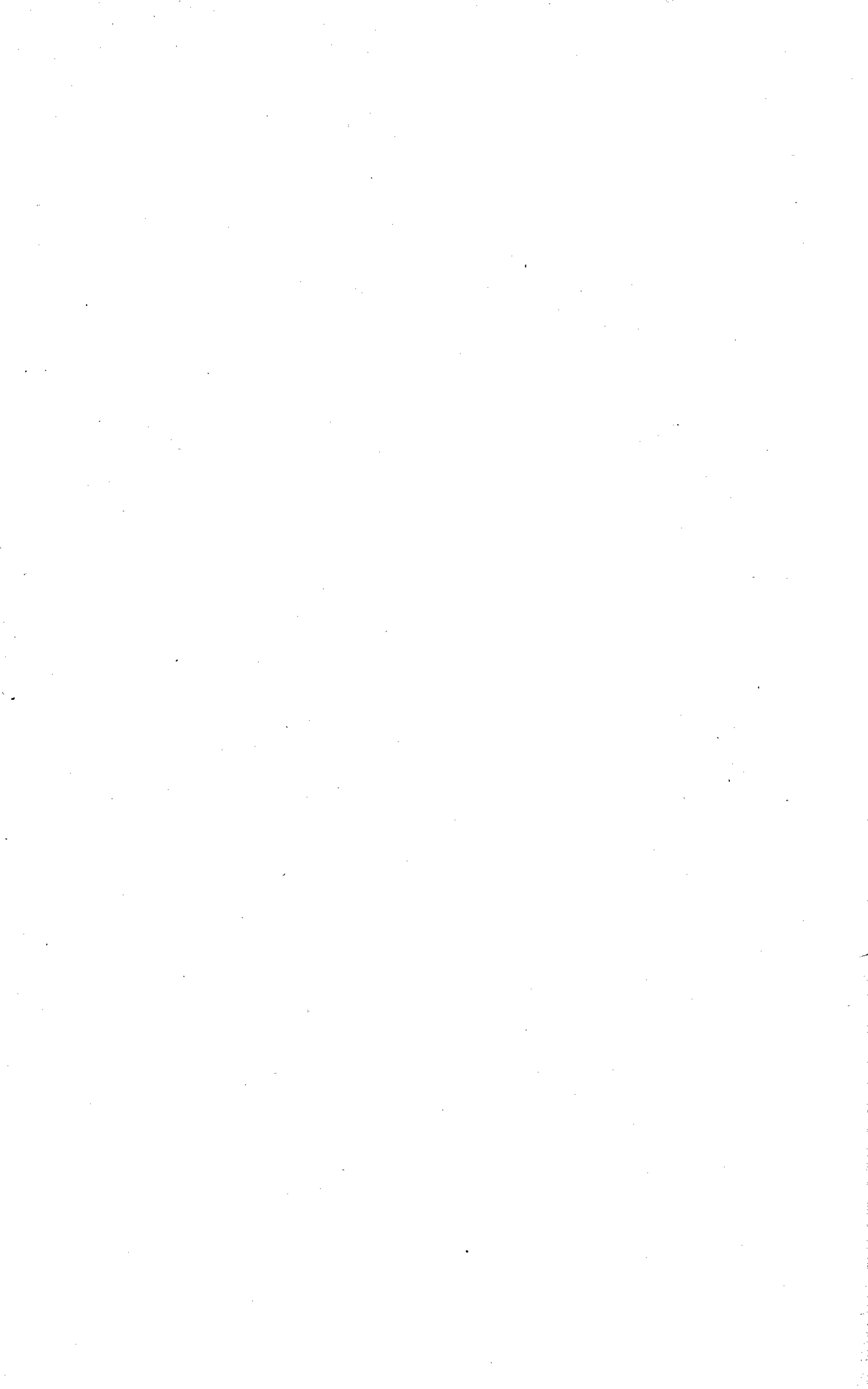
ohne sie wäre ich ja gar nicht über die heimatlichen Alpen, also auch nicht nach Argentinien gekommen.

Wenn ich versuche zu erklären, warum ich von Jugend an immer Sport getrieben habe, auch während des Krieges, und obgleich die Verwundung mich eigentlich daran hindern sollte — aber mein Sporttreiben hat nachher mehr zu- als abgenommen —, so glaube ich, daß das letzten Endes auf den gleichen Instinkt zurückzuführen ist, der mich auch während des Krieges im Kampf und Einsatz dazu trieb, außerdem der mich überzeugende und mir imponierende alte Grundsatz: „mens sana in corpore sano" (Gesunder Geist in gesundem Körper). Nicht ohne Bedeutung mag gewesen sein, daß auch ich in meiner frühesten Jugend in den dunklen Tagen nach dem Waffenstillstand 1918, als ein Großteil der deutschen Jugend das Opfer von Hungerepidemien und schleichenden Krankheiten wurde, von solchen Folgeerscheinungen nicht verschont blieb. Um körperlichen Schäden vorzubeugen und sie zu beheben und um immer in allerbester körperlicher Verfassung zu sein, trieb ich auf allen möglichen Gebieten Sport und zwang den lahmen, müden Körper zu dieser stählenden Tätigkeit. Etwas ähnliches, nur bewußter, verbissener, geschah nach dem Verlust des Beines. Ich glaube, die sportliche Tätigkeit entstand und entsteht noch immer aus einem unbewußten, und deshalb um so stärkerem Einsatzwillen: vorne bleiben, nicht erschlaffen, nicht bequemerweise nachgeben.

Man spielt hier viel Tennis und ich bin mit Freude dabei. Und der schöne See, an dem ich auf der Fahrt zum Werk täglich vorbeikomme, lockt zum Schwimmen. Es mag so manchen Einwohner von Carlos Paz befremdet und vielleicht ein wenig gegruselt haben, wenn er am Ufer des Sees ein einsames und verlassenes Bein stehen sah und erst nach längerem Suchen draußen in den Wellen den



Der Aconcagua



dazugehörigen Kopf entdeckte. Wenn irgend Zeit dazu ist, dann wird vor dem Schwimmen eine halbe Stunde Leichtathletik getrieben. Wenn Diskus oder Kugel nicht zur Stelle sind, dann tut es auch ein großer Stein. Freiübungen sind jeden Morgen so selbstverständlich wie das Zähneputzen.

Ich bin im Frühsommer über Tirol nach Italien gegangen und dementsprechend im Spätwinter in Argentinien angekommen, dem schon im November und Dezember bald wieder eine neuer Sommer folgte; ich mußte mich erst daran gewöhnen, denn in Cordoba wird es heiß. Man läuft Gefahr, faul und bequem zu werden. Die Arbeitskraft läßt nach. Mittags sieht man auf der Straße kaum noch Menschen. Das geschäftliche Treiben hört gegen elf, zwölf Uhr mittags auf. Dann herrscht Ruhe bis vier Uhr nachmittags, aber dafür geht dann abends das Leben bis weit in die Nacht hinein. Die Mahlzeiten werden sehr spät eingenommen. In vielen Familien wird erst gegen neun oder zehn Uhr abends gegessen, und man geht dann natürlich dementsprechend spät schlafen. Für alle, die früh wieder munter sein müssen, kommt der Schlaf dabei entschieden zu kurz, um so mehr, als man ja in den heißesten Zeiten wochenlang, in manchen Jahren zwei Monate lang, nachts vor Hitze überhaupt nicht richtig schlafen kann und morgens nicht erfrischt, sondern wie betäubt erwacht.

Da sind mir dann die Berge erst recht eine wahre Zuflucht. Ich bin unterdes Besitzer eines kleinen 1938er 170-V-Mercedes geworden und fahre, so oft ich es irgend ermöglichen kann, hinauf, um wieder europäisches Klima anzutreffen. Es ist ja eine der Eigenarten dieses Landes, daß es in seinen Grenzen fast alle Klima-Arten der Erde umschließt. So oft ich gerade in der heißen Zeit in die kühleren Höhenlagen komme, merke ich ganz deutlich, wie die alte Spannkraft zurückkehrt, die unten in der Ebene nachzulassen droht.

Sonntags oder auch über das ganze Wochenende bin ich meistens in der großen Siérra von Cordoba und es dauert nicht lange, da kann ich behaupten, daß nur wenige Leute hier in der Umgebung die Berge so gut kennen, wie ich. Einen Gipfel der Siérra nach dem anderen nehme ich mir vor.

Langsam dehne ich meine Ausflüge auch zu den südlichen Ausläufern der Siérra aus und wir steigen schon verhältnismäßig früh auf den Champaqui, den höchsten Berg der Siérra Grande. Er ist etwa dreitausend Meter hoch und zeigt dieselbe kahle Felsbildung wie die Gigantes; oben auf seinem Gipfel befindet sich eine große Wasserlache, deren Ursprung nur schwer zu erklären ist.

Auch mein alter Lieblingssport, das Skifahren, kommt wieder zu Ehren. Bariloche — das argentinische Winterparadies — ist zwar von Cordoba ziemlich weit entfernt, aber ich habe dort zwei- bis dreimal im Jahr geschäftlich zu tun und so läßt es sich einrichten, daß ich mich schon 1949 an den Skimeisterschaften beteilige.

Natürlich muß ich eine besondere Sorgfalt beachten, um mit meiner Prothese nicht Schwierigkeiten zu bekommen — und in der Hitze des Gefechts vergesse ich das manchmal. Ausgerechnet beim ersten Ausscheidungsrennen, an dem ich in Bariloche teilnahm — einem Riesentorlauf — belastete ich anscheinend das Prothesenbein zu stark, als ich durchs letzte Tor sauste. Auch der beste Holzfuß nimmt es übel, wenn man ihn behandelt wie einen lebendigen. Als ich das Tor nahm, knackste es auf einmal verdächtig, ich stürzte mit dem Kopf in den Schnee und das Bein sauste einsam und verlassen auf dem Brett weiter. Frauen schrien, Kinder gellten, ich aber konnte das Lachen nicht verkneifen. Überall wird gerufen: „Medico, medico.“ Ich brauche aber keinen Arzt, sondern Leim, Hammer, Nägel und einen Tischler. Schließlich beruhigt sich alles

wieder, aber ich höre überall über den „Alemán loco", über den „verrückten Deutschen" reden, der sein Bein mit Blech, Nägel und Leim behandeln will — nun war es hier auch schon wieder soweit!

Immerhin: drei Jahre später gelang es mir, solche Zwischenfälle zu vermeiden und mich in den argentinischen Skimeisterschaften gut zu placieren, ohne nachher das Bein reparieren zu müssen! Wieder einmal hatte es der „Verrückte" doch richtig gemacht...

*

Es konnte nicht ausbleiben, daß ich es mir in den Kopf setzte, den Aconcagua zu bezwingen — den höchsten Gipfel der Anden und damit des amerikanischen Kontinents überhaupt.

Inzwischen waren noch weitere meiner Freunde aus Deutschland gekommen, hatten sich akklimatisiert und waren bereit, mich zu begleiten. Ich hatte schon einiges an Literatur über diesen Berg gelesen und war mit seiner bergsteigerischen Geschichte im großen ganzen vertraut, wußte daher, daß es sich hier nicht um einen Ausflug, sondern um eine letzte Bewährungsprobe von Körper und Geist handelte, und daher eine außerordentlich sorgfältige Planung und Vorbereitung erforderlich war.

Ich nahm Verbindung mit dem Andinisten-Klub in Mendoza auf; unsere Zeit war — wie leider bei fast allen meinen Unternehmungen — sehr karg bemessen, da ich in diesem Jahr nur noch wenig Urlaub zur Verfügung hatte. Je besser also alles im voraus organisiert war, desto zweckmäßiger konnten wir dann die Zeit nutzen, die für die eigentliche Expedition zur Verfügung stand.

Als Hauptfrage ergab sich das Problem, Maultiere zu bekommen — sie waren für die Gepäckbeförderung unerläßlich.

Dieses Problem wurde schließlich dadurch gelöst, daß wir die wichtigen Tiere von einer argentinischen Gebirgsjäger-Einheit gestellt erhielten, freilich nicht ohne eine unvorhergesehene Schwierigkeit. Die Entscheidung hing von einem Oberstleutnant ab, der leidenschaftlicher Tennisspieler war und die erbetene Gunst vom Ausgang eines Tenniskampfes abhängig machte, den ich mit ihm führen sollte. Wenn es mir gelänge, besser abzuschneiden als mit einem Ergebnis 6 zu 0 zu seinen Gunsten und meinen Ungunsten, dann sollten wir die Maultiere geliehen erhalten! Die Besonderheit dieses Spieles bestand darin, daß es in Uspallata ausgetragen werden mußte — einer kleinen Ortschaft auf über achtzehnhundert Meter Meereshöhe. Dort nämlich lagen die Kasernen der Gebirgsjäger und dort erwartete mich der Tennisfanatiker. Um Uspallata zu erreichen, mußten wir zuerst einen dreitausend Meter hohen Paß überwinden, was unserem alten Mercedes, Baujahr 1938, mit vielen Kühlpausen schließlich gelang.

Bei den Gebirgsjägern erwartete man mich schon, ich zog mich um, und ohne lange Vorrede begann das merkwürdige Spiel. Der Oberstleutnant hatte noch ein paar Bekannte mitgebracht, Offiziere, die sehen wollten, was ihr Herr und Meister mit dem armen Fremdling macht, wie er ihn haushoch über die Zäune jagen wird. Keiner von ihnen weiß, wer ich bin, und daß ich mit einer Prothese spiele. Störend ist, daß der Platz völlig im Freien liegt und dem Wind stark ausgesetzt ist. Auf alle diese Dinge muß man sich natürlich einstellen, auch der Platz ist hier oben nicht so gepflegt wie auf den Klub-Plätzen in Cordoba. Oberstleutnant Rodriguez ist sicher zehn bis zwölf Jahre älter als ich, und mir kommen Erinnerungen an die Zeit beim Fliegerausbildungsregiment in Stammersdorf bzw. Crailsheim, wo ich gegen den alten Oberstleutnant Schlag spielte, der unser Vater hätte sein können, und wo ich

immer versuchte, meine Vorteile in bezug auf Jugend und Schnelligkeit auszunützen. Aber es gelang mir selten, den Alten zu besiegen, weil er so sicher spielte und einen so harten Schlag hatte. Ich sagte mir nun, wenn ich Pech hätte, könnte mir hier oben in Uspallata das gleiche passieren. Aber dann ließ sich das Spiel doch wesentlich besser an als ich mir das vorgestellt hatte, und es dauerte gar nicht so lange, da hatte ich den ersten Satz mit 6:3 gewonnen. Damit war die Maultierfrage schon gelöst und jetzt fragte es sich nur noch, ob es gelingen würde, auch den zweiten Satz zu gewinnen und damit das ganze Spiel für mich zu entscheiden. Ich spielte im zweiten Satz zunächst etwas weniger konzentriert, auf Grund des Erfolges im ersten, und als ich dann aufholen wollte, machten sich doch gewisse Ermüdungserscheinungen bemerkbar. Dazu kam das nun konzentrierte Kämpfen meines Partners um jeden Punkt; er wollte natürlich den zweiten Satz nicht verlieren, weil damit das Spiel entschieden gewesen wäre. Es war daher durchaus verdient, daß er den zweiten Satz mit 6:4 für sich gewann. Nun kam also alles darauf an, was im dritten Satz geschehen würde. Würden die Routine des Alten und seine Gewöhnung an die Höhenlage den Ausschlag geben oder würden Angriffsgeist und zähes Kämpfen von meiner Seite entscheiden? So kämpften wir beide verbissen Punkt um Punkt, und ich lief auch den aussichstlos scheinenden Bällen nach. Der Satz zog sich über knappe dreiviertel Stunden hin und das Ergebnis hieß am Ende 6:3 für mich. Es waren also nicht nur die Maultiere gewonnen, sondern auch der Tenniskampf für mich persönlich.

So gelungen dieses Vorspiel zu unserer Aconcagua-Besteigung war, am Berg selbst haben wir es dann doch nicht geschafft.

In über sechstausend Meter kamen wir ohne Zwischenfall voran. Dann aber wird es mit der Orientierung schwierig:

Nur eines weiß ich, daß in Höhe 6800 ein zigarrenförmiger Stein kommen muß, der Martinezfelsen, „piedro martinez" genannt. Aus den Berichten früherer Bergexpeditionen weiß ich genau, daß diese in der Höhe, in der wir jetzt angelangt sind, oft nur noch fünf bis sieben Schritt hintereinander gemacht haben und dann erst einmal stehen geblieben sind. Und darum bin ich mit unseren Leistungen ganz zufrieden, denn wir schaffen immer noch dreißig Schritt hintereinander. Dann holen wir etwas Luft und gehen wieder dreißig Schritt. So kommen wir doch noch verhältnismäßig schnell vorwärts. Es herrscht starker Wind, aber er hat glücklicherweise keine Wolken mitgebracht. Immer wieder schauen wir uns um nach der Pazifikseite, weil wir wissen, daß ein plötzlicher Wettersturz, der von dort jederzeit kommen kann, das Ende unserer Expedition bedeuten würde und schon oft Bergkameraden hier oben zum tödlichen Verhängnis wurde. Die Kälte macht uns ganz erheblich zu schaffen. Nach fünf Stunden etwa haben wir dann den „piedro martinez" tatsächlich vor uns.

Soweit sind wir also richtig gegangen. Hier oben aber führt uns mangelnde Information zu einem entscheidenden Fehler. Anstatt hinter dem Martinez-Felsen die große Schutthalde zu kreuzen, steige ich schon unmittelbar vor ihm auf. Es geht an einer steilen Felswand entlang. Wir steigen weiter und müßten nun schon längst in der canaleta, dem Einstieg zum Gipfel, sein. Statt dessen kommen wir nun, am zeitigen Nachmittag, an eine Stelle, von der es nach links steil abfällt, und weiterhin ein leicht vereistes Schneefeld mit erheblicher Neigung zu überwinden ist, was ohne Steigeisen nicht möglich sein wird. Außerdem fegt der Sturm mit solcher Gewalt darüber hin, daß er uns ohne weiteres mitreißen würde. Ich komme gar nicht auf den Gedanken, daß wir falsch gegangen sein könnten, son-

dern ich schiebe es auf die fortgeschrittene Jahreszeit. Wir sind nun über 6900 m hoch und machen mehrere Versuche, diese schwierigen Stellen an den Felsen rechter Hand entlang zu umgehen, vorbeizuklettern oder hindurchzusteigen. Vergeblich. Ich sehe schließlich keine Möglichkeit mehr, dort einen Weg nach oben zu finden, und gebe mir selber die Schuld daran, weil ich immer noch der Meinung bin, die Jahreszeit sei eben schon so weit voraus, und immer noch nicht darauf komme, daß wir uns lediglich vom Martinez-Felsen aus verlaufen haben. Nach vierstündigen Versuchen und nachdem einer von uns bereits einmal auf dem Eis ausgerutscht ist, und sich nur durch einen Glücksfall wieder fangen konnte, müssen wir schweren Herzens aufgeben.

Es war der letzte Tag des Jahres 1951, an dem wir den vergeblichen Vorstoß zum Aconcagua gemacht haben — das neue Jahr auf dem höchsten Gipfel Amerikas zu begrüßen ist mir nicht gelungen.

Vierzehn Tage später sitze ich wieder an meinem Schreibtisch im „Instituto Aerotecnico" in Cordoba — aber meine Gedanken sind weiter in den kühnen Bergen der Anden und suchen nach neuen Zielen . . .

„Der Llullay kann gar nicht so hoch sein . . .“

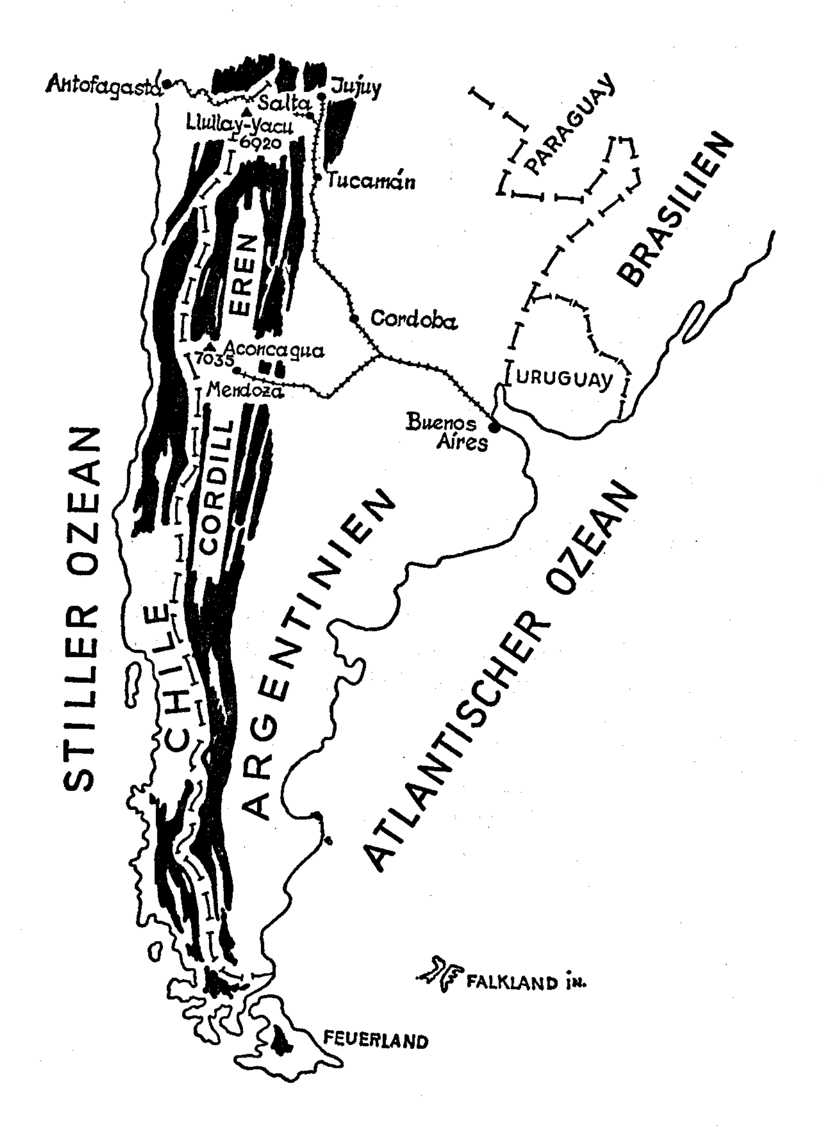
„Der Llullay kann gar nicht so hoch sein, daß wir ihn nicht bezwingen . . .“ — wir haben einige Dutzend Fleischbrötchen verzehrt, heißen Tee getrunken und haben in unserem Zelt zu viert dieses Lied gedichtet, mit dem wir uns in den Schlaf summen.

Das Zelt ist am Ufer eines seltsamen Sees aufgeschlagen: Es ist der „Salar“ am Fuße des Llullay-Yacu. „Salar“ bedeutet „Salzsee“ — es ist eine gelblich-grüne Masse, die hier und da von kleinen blauen Äderchen durchbrochen wird, Rinnsalen wirklichen Wassers. Aber auch der Llullay-Yacu ist etwas Besonderes. Dieser Gipfel in den nordargentinischen Anden ganz nahe der Grenze von Chile ist zwar nicht der absolut höchste Berg des amerikanischen Kontinents, dafür aber der höchste Vulkan der Erde.

Als ein riesiges Massiv ragt er aus einer Wüste, der sog. Puna de Atacama , heraus und bleibt mit seinen 6920 Metern Meereshöhe wenig unter dem Aconcagua.

Von meinem Freunde Dr. Dangl, der als Arzt auf der Mine „Casualidad“ in der Nähe von Caipè an der Bahnstrecke zwischen der argentinischen Stadt Salta und der chilenischen Küstenstadt Antofagasta tätig war, wurde ich auf den Llullay-Yacu aufmerksam gemacht.

Dr. Dangl, der drüben in den heimatlichen Bergen ein begeisterter Alpinist gewesen ist und während des Krieges als Arzt bei den Gebirgsjägern eingesetzt war, schrieb mir von seiner Tätigkeit auf der Mine und auch davon, daß er nun schon zweimal bei Expeditionen mitgegangen sei,


Antofagasta
Jujuy
Salta
Llullay-Yacu
6920
Tucamán
PARAGUAY
BRASILIEN
EREN
Cordoba
Aconcagua
7035
Mendoza
URUGUAY
Buenos
Aires
CORDILL
STILLER OZEAN
CHILE
ARGENTINIEN
ATLANTISCHER OZEAN
FALKLAND in.
FEUERLAND

die sich zum Ziel gesetzt hatten, den Llullay-Yacu zu besteigen.

Dieser läge etwa siebzig Kilometer Luftlinie von seiner Mine entfernt. Manche Geographie-Bücher gäben an, der Vulkan sei noch in Tätigkeit, andere behaupteten, seit der Jahrhundertwende schweige er.

Dr. Dangl berichtete in seinem Brief, daß die letzten beiden Expeditionen, die neunte und zehnte, an denen er teilnahm, vergeblich versucht hatten, den Gipfel zu erreichen, und daß die Teilnehmer aus irgendwelchen Gründen jedesmal gezwungen gewesen seien, wieder umzukehren. Er fragte an, ob wir nicht einmal heraufkommen wollten, um mit ihm gemeinsam mit einem elften Versuch diesen Berg endlich einmal zu bezwingen.

Dr. Dangl hat sich nicht an die falsche Adresse gewandt und so kommt es, daß wir nun im März 1953 in diesem Zelt liegen — außer Dr. Dangl und mir noch ein Innsbrucker Alpinist Dr. Morghen, der wie ich in der Flugzeug-Industrie tätig ist und der Ingenieur Deverga, der auch auf der Mine Casualidad arbeitet und bereits zweimal am Llullay-Yacu war, aber jedesmal nur bis 6400 Meter Höhe gekommen ist.

Noch sind wir mit einem Traktor unterwegs, der uns durch die große Stein- und Geröllwüste zum Fuße des Vulkan-Massivs bringen soll. Gegen 5 Uhr nachmittags sind wir am Lagerplatz angekommen, den Dr. Dangl bereits von den früheren Expeditionen her kennt. In weiser Voraussicht haben wir den Traktor auf eine kleine Erhebung neben unseren Lagerplatz gestellt, etwa 20—30 Meter höher, damit er am nächsten Morgen, wenn das Öl von der Kälte dick geworden ist, auf jeden Fall anspringen muß. Wir werden ihn dann einfach herunterrollen lassen, einen Gang einschalten, und dann muß er ja kommen. Wir anderen, Dr. Dangl, Morghen und ich haben unterdes das

Zelt fertig aufgebaut, ich lege meine Gummimatte hinein, meinen Schlafsack und noch einige Decken.

Bald nach unserer Mahlzeit und nachdem sich das neue Lied im Ohr festgesetzt hat, wird es empfindlich kalt — die Sonne ist hinter den Bergen versunken; aber das Schlummerlied: „Der Llullay kann gar nicht so hoch sein ..." tut seine beruhigende Wirkung; bald schlafen wir siegessicher ein.

*

Frühmorgens schon sind wir wieder auf den Beinen, laden alles auf, und Deverga schickt sich an, den Traktor anzulassen. Wir schauen nach oben; da muß er ja jeden Augenblick herunterkommen, und da kommt er auch schon. Aber welch ein Schreck — scheinbar hat Deverga nur einen kleinen Gang und nicht den größten eingeschaltet, so daß der Traktor nicht etwas herunterrollt, sondern herunterrutscht. So kann er natürlich nicht anspringen. Und ehe sich Deverga versieht und noch umschalten kann, hat er bereits die ganze Höhe verspielt, ist in den Schotter hinuntergerutscht; jetzt ist guter Rat teuer. Wie sollen wir ihn nun zum Laufen bringen?!

Aber wozu haben wir letzten Endes unsere Rußland-Praxis? Sowohl Dangl wie auch mir fällt ein, daß wir nicht nur unter unseren Fahrzeugen, sondern im Raum von Moskau — 1941, es muß kurz vor Weihnachten gewesen sein — sogar unter unseren hochempfindlichen Flugzeugen offenes Feuer unter die Motore legten, um sie anzuwärmen und zum Anspringen zu bewegen. Wir sagten uns damals: Springt er an, ist es gut; springt er nicht an, nützt er uns sowieso nichts. Wenn also dabei ein Flugzeug abbrennt, ist es nicht so schlimm, denn nur Maschinen, die an den Feind gebracht werden können, haben eine Bedeutung. Und ich habe damals im Raum von Moskau auf diese Weise

kein Flugzeug abbrennen sehen, wohl aber, geheilt durch diese Methode, sehr viel Motoren anspringen hören.

Kaum sind uns die alten Erinnerungen in den Sinn gekommen, haben wir auch schon ein kräftiges Feuer unter den Motor des Traktors gemacht und Benzin darüber gegossen. Dummerweise liegt der Tank unmittelbar über dem Motor. Aber das ist nun nicht zu ändern. Die Flammen werden schon so hoch nicht schlagen, es wird schon nichts passieren. Und jetzt zwanzig Minuten lang hellstes, lichtes Feuer. Nachdem es heruntergebrannt ist, lassen wir die Strahlung der Glut noch ein wenig auf die Bodenwanne des Motors nachwirken und dann geht es — hau ruck — ans Schieben. Dangl sitzt oben, wir anderen drei schieben und siehe da, nach zwei Metern schon mit dem vierten Gang — tuk-tuk-tuk, er läuft! Der Jubel ist groß, lautes Freudengeschrei. Wir werden vielleicht doch eine Stunde verloren haben. Aber das fällt nun nicht so sehr ins Gewicht, wenn uns auch die Sonne mahnt, nun rasch aufzubrechen, um noch vor Anbruch der Nacht möglichst hoch an dem vor uns liegenden Llullay-Yacu das nächste Lager aufschlagen zu können.

Majestätisch grüßt uns der Berg aus nicht mehr allzu großer Entfernung, wir fahren nun genau auf ihn zu, über Stock und Stein, durch schwierigstes Gelände. Vor uns leuchtet und glänzt unser Ziel in Sonne und Schnee. Es scheint wesentlich mehr Schnee zu liegen, als wir es uns vorgestellt haben und Dangl es uns schilderte. Wahrscheinlich hat es in allerjüngster Zeit viel Neuschnee gegeben, und uns kommen Bedenken, daß wir dafür nicht die richtige Ausrüstung bei uns haben könnten. Wir steigen langsam immer mehr an. Es wird für die Maschine schon recht beschwerlich. Große Felsbrocken liegen herum und es besteht die Gefahr, daß wir kippen. Es wird also Zeit, daß wir absteigen. Wir sind aber froh, daß das

Gepäck wenigstens noch ein Stück weitergefahren werden kann, wenn das auch eine immer größere Fahrkunst voraussetzt. Jeder Meter, der so gewonnen wird, erleichtert uns die Leistung, die uns noch bevorsteht.

Wir kommen schließlich bis dicht an die Schneegrenze, laden dort ab, lassen den Traktor stehen und können noch vor Sonnenuntergang in 5300 m Höhe ein Lager aufstellen. In Kürze steht mein Klepperzelt, davor hat Dangl schon wieder ein großes Feuer gemacht, Deverga holt Schnee, der geschmolzen wird. Es soll Tee gemacht werden, eventuell noch etwas Suppe; das Zelt wird wieder eingerichtet mit Schlafsack, Decken und allem, womit man sich das Leben in dieser Höhe und bei dieser Temperatur verschönern und erleichtern kann. Programmgemäß soll es ja heute Nacht um zwölf Uhr losgehen. Ich fühle mich ziemlich müde, habe Kopfschmerzen, keinen rechten Appetit und wenn ich mir vorstelle, daß es in fünf bis sechs Stunden schon losgehen soll, so stimmt mich das recht bedenklich.

Von dem Spruch: „Der Llullay kann gar nicht so hoch sein . . .“ halte ich nicht mehr allzuviel. Wahrscheinlich ist er doch höher und da es mit dem Essen fast nichts wird, schlage ich den anderen vor, den eigentlichen Gipfelsturm um 24 Stunden zu verschieben und morgen erst mal vier- bis fünfhundert Meter zu steigen, um uns noch mehr zu akklimatisieren. Man soll ja durch längeren Aufenthalt in der Höhe mehr rote Blutkörperchen bekommen und damit den wenigen Sauerstoff besser verwerten können. Auch könnten wir dabei feststellen, ob die Route, die wir uns vorgenommen haben, wirklich die richtige ist.

Darum meine ich, daß wir trainingshalber bis etwa 5800 Meter Höhe steigen, dann wieder zurückkehren und erst in der folgenden Nacht endgültig losgehen sollten. Die Route, die wir einschlagen wollen, ist bisher von keiner

der Expeditionen versucht worden. Es handelt sich um eine steile, sehr schmale Eis- und Schneerinne, und wir glauben, daß dort der Wind nicht so stark hineinbläst — der Wind, den Dangl und Deverga als Hauptursache dafür nennen, daß der Gipfel bisher nicht erreicht werden konnte. Sobald man hinter einem Felsblock sich hervorwagte, erzählen sie, oder sich von allen Vieren auf zwei Beine aufrichtete, wurde man einfach umgerissen. In der schmalen Rinne versprechen wir uns dagegen einigen Schutz und deshalb bessere Aufstiegsmöglichkeit.

Es ist nicht ganz leicht, die Kameraden davon zu überzeugen, daß es vielleicht doch richtiger ist, einen Tag zu warten; sie haben Bedenken wegen des Wetters; nach der Stellung des Mondes, der unterdes sein Licht taghell am Firmament verschenkt, ist zwar für den nächsten Tag mit gutem Wetter zu rechnen, aber für längere Zeit kann das nicht vorausgesagt werden.

Als ich aber eingestehe, daß ich für meine Person wenig Hoffnung habe, bei meinem augenblicklichen Zustand den weiteren Aufstieg zu schaffen (ich glaube, daß es den anderen auch nicht viel besser geht), gewinne ich sie letztlich doch für meinen Plan. Wir bleiben also im Zelt und ruhen die Nacht über. Ich sage absichtlich ruhen, denn an wirklich tiefen Schlaf ist nicht zu denken. Der Mangel an Sauerstoff macht sich in dieser Höhe sehr stark bemerkbar.

Am nächsten Morgen verlassen wir unser Zelt trotz des strahlenden Sonnenscheins erst recht spät; es herrscht scharfe Kälte. Erst gegen 11 Uhr sind wir alle munter, machen Feuer, kochen Tee und dann entwickelt Deverga einen neuen Plan. Er ist nicht damit einverstanden, daß wir heute lediglich einen Übungsversuch machen, abends wieder zurückkommen und dann nachts endgültig aufbrechen, sondern er will auf alle Fälle seinen Schlafsack mitnehmen, dann in 6000 Meter Höhe bleiben und sich am

Abend möglichst windgeschützt hinter einen großen Felsen legen und warten, bis wir nachts vorbeikommen; vielleicht auch, wenn er sich frisch fühlt, wird er schon eher losgehen, um allein den Aufstieg zu wagen und den Gipfel noch eher zu erreichen als wir.

Wir raten Deverga natürlich dringend davon ab, allein zu gehen und setzen ihm auseinander, wie unangenehm die Nacht wahrscheinlich werden wird — da hinter seinem Stein, trotz des dicken amerikanischen Schlafsackes. Aber er läßt sich nicht überzeugen und ist ja schließlich auch Manns genug, daß er wissen muß, was er tut. Nach dem Motto „des Menschen Wille ist sein Himmelreich" lassen wir ihn also bei seinem Plan, und so nimmt Deverga seinen Schlafsack mit, als wir zu unserem Übungsmarsch losgehen.

Unser Lager liegt unmittelbar an der unteren Schneegrenze und so sind wir nun gleich mitten im weichen Schnee, in dem nur sehr mühsam voranzukommen ist. Nach einer Stunde stellen wir fest, daß wir 140 Meter Höhe gewonnen haben. Wenn ich an die Aconcagua-Expedition denke — sowohl an meine eigene als auch an andere — so können wir mit dieser Leistung ganz zufrieden sein. Bei den nächsten hundert Metern geht es schon langsamer, aber wir bleiben bei einem Stundendurchschnitt von hundertundeinigen Metern. So steigen wir etwa bis 5800 Meter auf.

Es ist inzwischen schon später Nachmittag geworden. So ganz leicht ist uns der Aufstieg nicht gefallen — und wenn ich mir vorstelle, ich sollte jetzt gleich weiterlaufen, so wäre das schon wesentlich schlechter. Ich weiß nicht recht, ob wir dann hinaufkommen würden; ich glaube vielmehr, daß wenige Stunden später ein toter Punkt einsetzen würde. Aber so kehren wir nun um und steigen wieder zu unserem Lager ab. Nur Dervega zieht recht wohlgemut weiter. Mit seinem Schlafsack auf dem Rücken

und etwas Verpflegung im Anorak entschwindet er bei untergehender Sonne unserem Blick.

Unterdes erreichen wir nach zwei Stunden wieder unser Zelt. Dangl macht Feuer, stellt Tee auf. Ich bin der Faulste. Ich lege mich gleich in den Schlafsack. Ich ärgere mich über mich selbst, denn mir ist wieder nicht wohl zumute. Ich habe etwas Kopfschmerzen und, was das Schlimmste ist, keinen Appetit. Ohne Appetit aber gibt es keine Kraft und ohne Kraft bezwingt man keinen Gipfel. Alles das macht mich etwas mißmutig, aber gegen die Natur ist der Wille machtlos. Die anderen essen wohl auch nicht viel aber doch wenigstens etwas. Dann ruhen wir, mechanisch wiederholen wir uns die Zeiten, wann wir aufstehen, wann wir abmarschieren, was wir keinesfalls vergessen wollen. Und dann dösen wir vor uns hin, wollen schlafen, denn die Zeit bis 11 Uhr abends wird schnell vergangen sein, und wenn wir schon nicht essen können, dann muß uns wenigstens die Ruhe einige Kräfte ergänzen. Nach etwa zwei Stunden bemerke ich, daß meine Lage unbequem ist, ich lege mich ein wenig höher, damit das Blut sich nicht mehr im Kopfe staut. Und plötzlich wird mir wesentlich besser, Appetit stellt sich ein, Durst auf Tee. Gleich mache ich mich ans Essen und spüre, wie die Kräfte zurückkehren und damit auch die gute Stimmung und plötzlich ist auch das alte Schlagwort wieder da: „Der Llullay kann gar nicht so hoch sein, daß wir ihn nicht bezwingen."

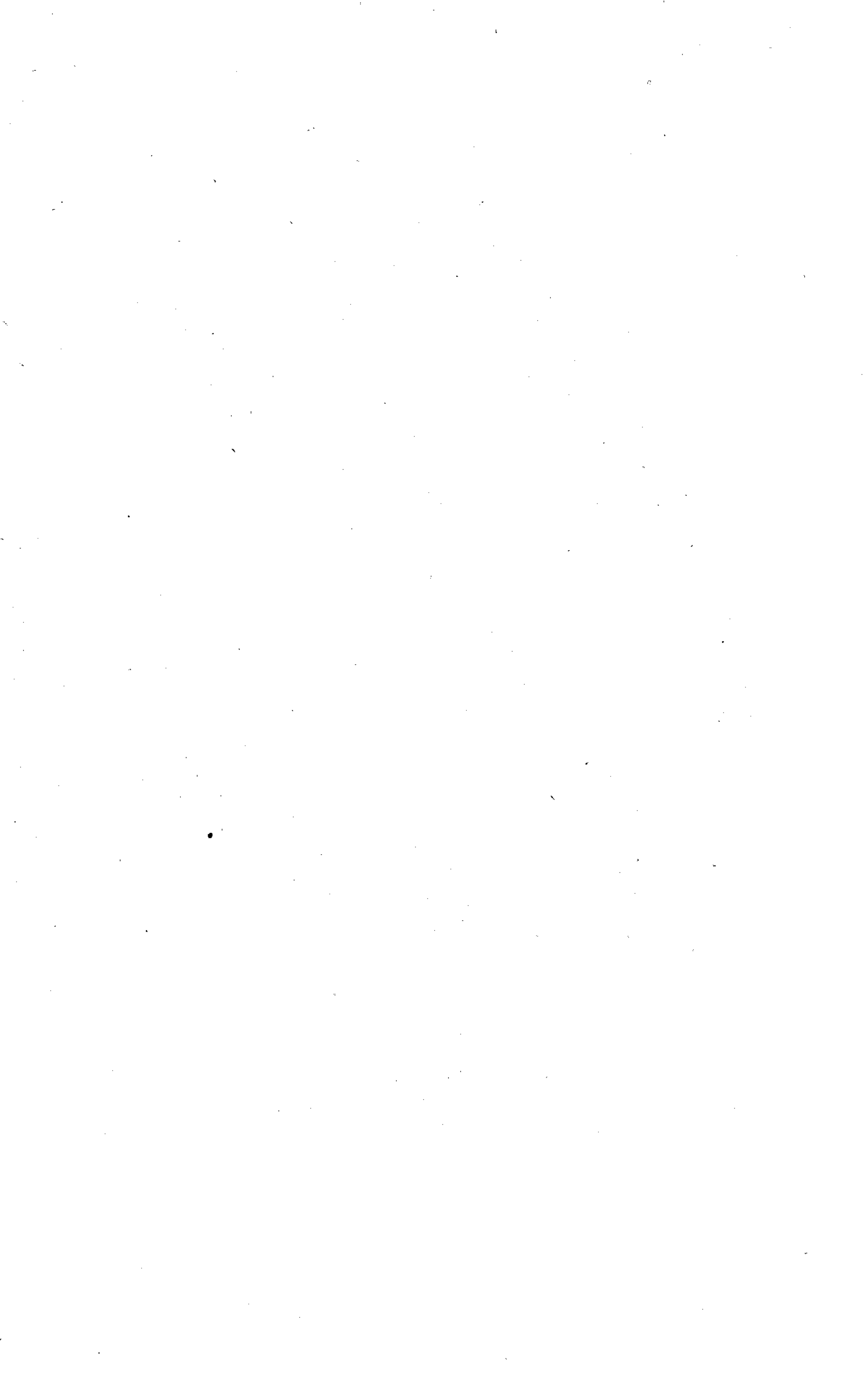
Nach verhältnismäßig fleißigem Essen lege ich mich wieder hin und nun ist auch das Liegen viel erholsamer als vorher. Ich scheine mich also wirklich schon weitgehend akklimatisiert zu haben, wenigstens habe ich damit angefangen und weiß langsam wieder, ob ich — wie wir früher immer sagten — „Männchen oder Weibchen" bin.

Die restliche Zeit vergeht schnell, wir kleiden uns wieder vollständig an; draußen scheint taghell der Mond. Wir



Blick vom Lager in 6000 m Höhe

(in der Ferne links der Salzsee)



machen die Thermosflaschen zurecht, stecken unsere Taschen voll Cocablätter, Rosinen, Schokolade, Apfelsinen und Äpfel. Dangl steckt noch etwas Tomatensaft ein, dann sind wir beiden fertig. Dr. Morghen überlegt noch, welche Schuhe er anziehen soll. Er hat ein Paar große und ein Paar kleine dabei. Die letzteren haben den Vorteil der Trikonynagelung, die großen sind normale Ski-Schuhe und mit ihren glatten Sohlen für Schnee und Eis, wie wir es wider Erwarten angetroffen haben, schlecht geeignet. Dangl hatte uns ausdrücklich gesagt, daß er bei seinen bisherigen Expeditionen am Vulkan nie auf größere Eisflächen gestoßen sei. Jetzt aber, wo wir dem Berg schon so nahe gerückt sind, sieht es ganz so aus, als würden wir doch beträchtliche Felder zu überqueren haben. Es war daher ein entscheidender Fehler, daß wir dafür nicht richtig ausgerüstet sind. Aber daran ist ja nun nichts mehr zu ändern, und wir werden also mit der Ausrüstung, die wir bei uns haben, auskommen müssen.

*

Beim Überqueren der großen, im hellen Mondlicht weißleuchtenden Schneefläche sehen wir noch unsere Fußtapfen vom Mittag her, die sich in den untertags weichen Schnee eingedrückt haben. Nun ist er aber wieder gefroren. Absichtlich gehen wir etwas langsamer als mittags, denn wir wollen ja nun beständig durchhalten bis ganz oben, aber bei diesem herrlichen Mondschein läuft es sich sehr schön und leicht, und man merkt weniger Anstrengung als am Tage.

Ich habe ein solches Bild noch nie erlebt, wie diese glitzernden riesigen Flächen da vor uns liegen in der majestätischen Stille, die uns umfängt. Nach Stunden sagt plötzlich Dangl, der vor mir geht: „Da kommt einer!"

Mir läuft es kalt über den Rücken — denn ich muß plötzlich an das Buch von Kopp „Kampf um den Aconcagua“ denken, in dem beschrieben wird, wie Link und seine Kameraden in stockfinsterer Nacht zwischen 6000 und 7000 Meter Höhe zwischen Felsengruppen dahingehen, plötzlich die Wolken zerreißen, der Mond herausschaut und vor ihnen eine Felsengruppe beleuchtet, auf der hoch oben deutlich ein Mensch sitzt und nach unten zu schauen scheint. Sie klettern näher heran und entdecken zu ihrem Entsetzen: es ist wirklich ein Mensch, der schon viele Jahre — später stellte sich heraus: fünfundzwanzig Jahre — hier oben sitzt, durch die Kälte vollständig konserviert, und, wie sich dann aufklären ließ, ein kroatischer Pater war und von seinen Kameraden nicht im Zelt zurückgehalten werden konnte. Im Hinauslaufen hatte er gerufen, er wolle Gott nahe sein und eine Messe halten so hoch, wie sie noch niemals gehalten worden sei. Man hatte den Pater nicht mehr auffinden können. Und erst nach fünfundzwanzig Jahren stieß dann zufällig Links Expedition auf seine starre Gestalt, die einem Wächter gleich hoch auf dem Felsen saß — ein schauriges Erlebnis.

Diese Szene steht mir bei Dangls Ausruf unwillkürlich vor Augen, und ich denke im ersten Augenblick, daß auch wir nun jemanden begegnen würden, der schon fünfundzwanzig Jahre oder länger hier oben haust. Wenn ich folgerichtig überlegen würde — was aber in dieser Höhe eben nicht mehr so selbstverständlich ist —, dann müßte mir natürlich gleich klar sein, daß es sich nur um — Deverga handeln könne, der aus irgendeinem Grund umgekehrt war.

So aber komme ich erst nach Überwindung einiger Schrecksekunden auf die naheliegende Erklärung, ich schaue auf und siehe da, es kommt also wirklich jemand über den Schnee heruntergewankt. Es dauert nicht lange,

bis er bei uns ist. Er murmelt wild abgerissene Sätze vor sich hin; höhenkrank sei er geworden ... Herzbeschwerden ..., die Rinne, in der wir aufsteigen wollten, sei „sehr hart", er sei abgestürzt, könne nicht weiter und wolle jetzt hinunter zum Zelt.

Deverga ist für diesmal nicht zu helfen. Er muß nach unten. Er tut uns leid, aber wir hatten ihm vorausgesagt, daß sich so der Llullay-Yacu wahrscheinlich nicht bezwingen ließe.

Wir erklären Deverga, wie wir gegangen sind, zeigen ihm die Fußtapfen, denen er beim Abstieg folgen kann. Wir bitten ihn, für den kommenden Morgen Tee für uns bereit zu halten. Wir haben nämlich inzwischen bemerkt, daß wir nur eine Flasche — drei Viertelliter — Tee mitgenommen haben; die andere ist stehengeblieben. Darum reizt uns der Gedanke an Tee schon jetzt.

Eine Weile beobachten wir nun noch Deverga, wie er nach unten geht und können erkennen, daß er den richtigen Weg einschlägt. Dann setzen wir unseren Aufstieg fort. Unser Tempo mag wieder bei hundert Metern Höhengewinn pro Stunde liegen. Wir sind ganz zufrieden damit, haben noch keine größeren Pausen eingelegt — lediglich bei der Begegnung mit Deverga und vorher einmal kurz zum Trinken blieben wir stehen; wohlgemut ziehen wir weiter nach oben.

Aber immer wenn einem wohl ist, kommt ja dann bald eine kalte Dusche. So auch jetzt. In etwa 5900 Metern Höhe müssen wir uns halbrechts halten, um über ein neues großes Schneefeld zu der Rinne zu kommen, die wir anvisiert hatten, erst auf der Photographie und dann bei dem Übungsmarsch am gestrigen Tag. Dieses Schneefeld erweist sich als butterweich. Immer häufiger brechen wir bis über die Knie ein. Es ist das für mich eine fatale Sache; jedesmal brauche ich beide Hände, um die Prothese wieder

aus dem Schnee zu ziehen, und dabei breche ich oft mit dem anderen Bein ein. Das ist natürlich sehr ermüdend und nimmt viel mehr Kraft weg als das bisherige Steigen.

Außerdem erweist sich dieses schräg ansteigende Feld als unerwartet groß, die Entfernung bis zu der Rinne, in der wir aufsteigen wollen, scheint nicht geringer zu werden. So geht es mühsam Schritt für Schritt, unsagbar beschwerlich voran, oft brechen wir bis zum Bauch in den Schnee ein, dann zwei Schritte und schon liegen wir wieder; erst nach einer oder anderthalb Stunden unvorstellbarer Strapazen stehen wir endlich am Fuße der Rinne und schauen nach oben. Verdammt steil geht es da hinauf — wir schätzen 30—35 Grad, also etwa die Steigung einer Sprungschanze. Im letzten Drittel wird die Rinne enger, dort stehen große schwarze Felsen. Bis dahin glitzert es von Schnee und offenbar auch von Eis.

Wir beginnen aufzusteigen, hacken mit unseren Stiefelspitzen Stufen in das Eis; ich mache mir bald Sorge, daß ich meine Prothese abbrechen werde, wenn ich sie weiter so beanspruche. Das würde aber das Ende meiner Teilnahme am Aufstieg bedeuten, und ich rate deshalb den Kameraden, jetzt von unseren Eispickeln Gebrauch zu machen und Stufen zu schlagen. So geht es auch für die anderen besser. Denn da wir über kein Seil verfügen, besteht immerhin die Gefahr, daß einer doch einmal abrutscht und hinuntersaust; wenn er dann nicht gegen die Felsen an die Seite der Rinne schlägt, würde er doch mit rasender Geschwindigkeit in das Schneefeld unter uns gefegt werden und zumindest soviel Kraft und Energie verlieren, daß es mit dem Aufstieg für dieses Mal vorbei wäre.

Also arbeiten wir uns langsam in der Rinne hoch. Die Stufen schlagen meist Morghen und Dangl, ab und zu auch ich. Die großen Felsen wollen und wollen nicht näherkommen. Endlich, um die Zeit etwa, da die Sonne den

Mond ablöst, gegen 8 Uhr morgens, ist es doch soweit, und wir haben die ersehnten großen Steine fast erreicht. Aber je näher wir kommen, desto weicher wird wieder der Untergrund und jeder Schritt weiter aufwärts wird zum Kampf. Oft muß ich wieder das Bein mit den Händen herausziehen — nur daß ich jetzt nicht mehr so frisch bin wie vor einigen Stunden im Schneefeld unten. Zäh und langsam geht es ran an die Felsen, es ist eine Schinderei im wahrsten Sinne des Wortes.

Dann sind wir endlich dran und spuren an ihnen entlang weiter nach oben. Leider ist der Schnee auch dicht an diesen Felsen sehr weich und man kann nicht direkt an ihnen hochklettern; sie sind nicht miteinander verbunden oder so wild zerklüftet, daß an Klettern nicht zu denken ist. Also heißt es nach wie vor durch den tiefen Schnee sich emporarbeiten.

Morghen klagt schon mehrmals über kalte Füße, Dangl rät deshalb bald Halt zu machen und die Füße zu reiben, damit kein ernster Schaden daran entsteht. Die Aussicht auf diese baldige Pause belebt meine Lebensgeister wieder, ich freue mich geradezu — das letzte Stück hat mich unheimlich viel Kraft gekostet, ich glaube fast am Ende zu sein. Mittlerweile kommen die ersten Sonnenstrahlen herauf, und ein Stückchen weiter finden wir einen kleinen Absatz, zu dem die Sonne schon hinreicht. Wir setzen uns auf einen Felsvorsprung, Morghen zieht die Schuhe aus. Dangl fängt sofort an zu massieren, macht ein bedenkliches Gesicht, es ist durchaus möglich, daß schon eine Erfrierung eingetreten ist und die Hilfe zu spät kommt.

Ich lege mich solange rückwärts auf den sonnenbeschienenen Schnee und sehne mich nach dem heißen Tee, den wir unten beim Zelt gelassen haben und den jetzt Deverga vielleicht schon getrunken hat ... Ich krame in meiner Tasche, versuche meine gefrorenen Apfelsinen etwas auf-

zutauen — vergeblich. Auch der Apfel schmeckt nicht recht. Die Schokolade und die Coca-Blätter wollen genau so wenig rutschen. Es fehlt die Flüssigkeit im Gaumen. Da gibt mir Dangl aus seinem kleinen Vorrat Tomatenmark etwas zu trinken und innerhalb kürzester Zeit spüre ich, wie das meine Lebensgeister weckt. Ich bleibe ruhig liegen und merke, daß die Kräfte doch wieder zurückkehren. Das hatte ich, ehrlich gestanden, schon nicht mehr für möglich gehalten.

Meine Dnjestr-Erfahrung, daß sich eine gutgepflegte Lebensbatterie immer wieder aufladen läßt, bestätigt sich auch hier wieder: ein trainierter Körper kann mit Ruhe und Nahrung auch die schwerste Erschöpfung überwinden.

Das erlebe ich nun erneut an mir, von Minute zu Minute fühle ich mich frischer werden. Schon bin ich wieder zuversichtlich: Die Kräfte werden ausreichen, um noch einige Stunden weiterzulaufen und dann müssen wir ja am Ziel sein, am Gipfel des Llullay-Yacu!

Dangls massiert und massiert, fragt besorgt von Zeit zu Zeit: „Haben Sie jetzt wieder Gefühl in den Füßen?“

Aber immer wieder muß Morghen verneinen.

Erst nach anderthalb Stunden verändert sich sein Gesicht und er sagt, daß er nun ein Kribbeln in den Zehen spürt.

Jetzt aber nichts wie weiter, denn das ist ein sicheres Zeichen, daß ja noch alles in Ordnung ist. Dangl freut sich vielleicht am meisten darüber, daß seine ärztliche Hilfe doch noch Erfolg gehabt hat; sein ausdauerndes Massieren hat das Blut wieder zum Kreisen gebracht. Es ist eine Leistung ganz besonderer Art: Während Morghen und ich ruhen konnten, hat er unermüdlich gearbeitet, hatte keine Ruhe, nahm nur nebenbei etwas zu Essen zu sich.

Kaum hat Morghen die Schuhe wieder an, geht es schon weiter. Der Schnee bleibt auch jetzt ziemlich weich und es geht zwischen den Steinen, die langsam etwas kleiner wer-

den, stetig nach oben. Hier und da ein kleiner Ausblick, dann wieder versperren Felsen den Weg, und wir zwängen uns irgendwo hindurch. Schließlich erreichen wir einen Absatz, von dem wir einen freieren Blick gewinnen.

Vor uns breitet sich eine Mulde aus und hinter dieser Mulde wird ein merkwürdig geformter Berg sichtbar, der steil aussieht und oben in einem schiefstehenden rosa Felsen mündet, der wohl die höchste Spitze dieses Berges darstellt. Er sieht aus, wie ein ausgebrochener Hundezahn, und wir nennen ihn auch so. Rotbraun, sonnenbeschienen, liegt er vor uns hinter dieser weiten Schneemulde, majestätisch einsam, und flößt uns Achtung, wenn nicht schon Angst ein, denn die Entfernung bis zu ihm beträgt sicherlich mehr als einen Kilometer und zwar durch die Schneemulde hindurch, von der ich annehmen muß, daß sie ebenso weich ist, wie unser bisheriger Weg. Und auch das ist schon klar zu sehen: ohne ausgesprochenes Klettergerät werden wir den „Hundezahn" von dieser Seite jedenfalls nicht besteigen können. Dennoch halten wir ihn für den eigentlichen Gipfel. Wir setzen uns einen Augenblick und schauen ziemlich ratlos hinüber.

Wieder zeigt sich, wie sehr die Höhe das Denkvermögen mindert: Unter normalen Umständen hätten wir längst erkennen müssen, daß das der Gipfel ja gar nicht sein kann. Denn die höchste Erhebung des Berges hat eine ganz andere Form, das hatten wir doch von unten gesehen. Und der wirkliche Gipfel gehört zu dem Massiv, das wir bestiegen haben und liegt nicht mehr in Kilometer-Entfernung!

Endlich nach etwa einer Viertelstunde besorgter Beratung wird uns das klar, und wir kommen zu der Überzeugung, daß der „Hundezahn" ein Nebengipfel auf der anderen Seite des Massivs ist.

Wir steigen also auf der alten Route weiter, der Schnee wird wieder etwas fester, er wird weniger. Scheinbar ist der

Wind hier schärfer hineingefegt, wir kommen direkt in die Felsen hinein, auch über Felsen hinweg; hier und da gibt es schon kleine Klettereien, aber ohne ernsthafte Schwierigkeiten. Wir sprechen nur noch wenig. Dangl ist vorausgegangen. Ich sage ihm, es sei wohl besser, wenn einer etwas vorausgeht um zu sehen, wo der eigentliche Gipfelanstieg sein könnte. Denn es ist ja nicht notwendig, daß wir alle drei auf der Suche anstrengende Umwege machen.

Wir steigen mit letzter Energie. Es kann nun nicht mehr weit sein.

Die Zeit wird schon knapp, es ist zwischen 2 und 3 Uhr und kurz darauf haben wir es endlich geschafft.

Um 3 Uhr betreten wir die Gipfelfelsen.

Vor uns liegt der Krater, den ich mir beim höchsten Vulkan der Erde wesentlich größer vorgestellt hatte. Aus der Mitte des Kraters heraus ragt ein zigarrenförmiger Felsen, der eine völlig andere Struktur und Farbe hat wie das umliegende Gestein. Scheinbar ist das der letzte Lavaausstoß des Vulkans, der noch im Herausquellen erstarrte und in dieser Form stehenblieb.

Wir gehen über die einzelnen Gipfelfelsen, Dangl klopft an die Felsblöcke und prüft einige große Steine; er sucht einen geeigneten Platz, an dem wir unsere Reliquien, die argentinische Flagge und eine kleine schwarz-weiß-rote Fahne — die Farben des Bismarck-Reiches, der ersten Erfüllung des deutschen Einheitstraumes — niederlegen können; dazu einige handgeschriebene Dokumente, die einen Gruß an Argentinien und seinen Präsidenten zum Ausdruck bringen.

Wir reichen uns die Hände stolz über den gemeinsam errungenen Erfolg, freuen uns, daß wir es geschafft haben und sehen zu, wie Dangl jetzt die Flaggen in einer Blechdose birgt, diese verschließt, Steine wegräumt und die Dose fest verankert.

Dann tritt er wieder zu uns, wir sitzen kurz zu dritt, dann rüsten wir wieder zum Aufbruch, denn es ist sehr kalt. Lange wird die Sonne nicht mehr bleiben.

Da auf einmal ruft Morghen: „Da unten sind Gräber!"

Tatsächlich: Da liegen etwa 60 Meter unter uns ovale Steinwälle. Über einem ein Baumstamm. Schnee ist in den Wällen erkennbar. Die argentinische Sage erzählt, daß manche Eingeborenenstämme ihre toten Stammesfürsten auf die höchsten Berge hinauftrugen, möglichst auf Vulkane, damit sie sicher vor bösen Geistern und vor den Zudringlichkeiten der Nachwelt wären.

Sollte diese Sage auf Wirklichkeit beruhen? Und sollte es sich hier um solche seltene Gräber handeln?

Wir stehen vor der Frage, ob wir noch zu diesen Ringwällen hinabsteigen und sie untersuchen sollen.

Mein Gefühl wendet sich dagegen — für mich ist ein Grab eine Stätte, an die man mit Andacht herantreten soll; um die Ruhe von Toten zu stören, bin ich nicht da heraufgestiegen. Ich bin Soldat und Bergsteiger, nicht Wissenschaftler und nicht Schatzgräber.

Die Frage, die sich stellt, beantwortet sich ganz von selbst: es ist einfach zu spät geworden, wir können es uns nicht mehr leisten, noch weiter herumzusteigen.

Wir müssen mit dem Abstieg beginnen, und zwar unverzüglich, wenn wir lebend wieder hinunterkommen wollen.

Wir haben den Llullay-Yacu bezwungen — damit lassen wir es genug sein.

Abstieg ins Ungewisse — allein in der Wüste

Wir verlassen den Gipfel des Llullay-Yacu in südöstlicher Richtung, geradewegs bergab. Zunächst geht es über harte Flächen, ziemlich steil nach unten; es sind nur kurze Hänge und so mache ich es jetzt wieder wie damals, als ich in den Zillertaler Bergen mich auf die Lederhosen setzte und nach der italienischen Seite hinuntersauste. Für dieses Experiment kommen freilich nur kurze Hänge in Betracht: Man muß auch einmal wieder halten können.

Bald ist die Herrlichkeit zu Ende, die Schneefelder werden wieder weicher; ich sinke tief ein und gehe daher langsam, um mich nicht zu überanstrengen.

Bald sagen mir die beiden anderen: „Sie sind uns doch nicht böse, wenn wir etwas schneller gehen, wir haben wieder Schmerzen in den Füßen und unsere Füße wollen wir nicht riskieren".

Ich stimme selbstverständlich zu, möchte auf keinen Fall der Anlaß sein, daß einer von ihnen sich Erfrierungen zuzieht.

Sie sollen nur vorangehen. Ich werde mich deswegen nicht besonders anstrengen, sondern langsam hinuntersteigen; wir treffen uns dann im Zelt.

So vergrößert sich der Abstand zwischen uns, und ich kämpfe wieder und wieder mit der Prothese, die ich alle Augenblicke mit den Händen aus dem Schutt und dem Schnee herausziehen muß, falle dabei mal nach links und mal nach rechts. Es macht mir nichts aus, denn das Gefühl, den Berg geschafft zu haben ist so beglückend, daß es mich

förmlich beschwingt; Sorgen oder Bedenken kommen da gar nicht auf.

Aber auch dabei wirkt wohl wieder die Höhe mit. Denn sonst hätte ich wenigstens darüber nachgedacht, daß ich ja jetzt einen ganz anderen Weg nach unten gehe, als wir ihn heraufgekommen sind, und daß dabei natürlich aufgepaßt werden muß, um in diesem Riesenmassiv den Zeltplatz wieder zu finden.

Aber alles das beschäftigt mich nicht. Ich bin ganz erfüllt von dieser Leichtigkeit des Herzens, die der Erfolg erzeugt: Wir waren oben, — das ist das einzige was mich bewegt. Nach unten freilich zieht der Gedanke an bevorstehende Ruhe im Zelt und an Tee . . .

Drei- oder vierhundert Meter vor mir erkenne ich noch Dr. Morghen, dann treten Felsgruppen dazwischen und es geht steiler nach unten, auch wird es etwas dämmerig, Himmel und Schnee färben sich grau, der Horizont verschwimmt, und dann sehe ich auch Morghen nicht mehr.

Als ich dorthin komme, wo ich ihn vor zehn Minuten zum letztenmal gesehen habe, stehe ich plötzlich vor einigen Schluchten, die mir ganz unbekannt vorkommen, sich aber kaum umgehen lassen.

Ich überlege mir, daß ich diese Schluchten beim Aufstieg nicht gesehen habe. Krampfhaft suche ich den Weg, den ich kenne, laufe nach links, sehe wieder Schluchten, die mir unbekannt vorkommen, laufe nach rechts: Auch diese Schluchten kenne ich nicht; wieder nach links, noch weiter diesmal; ich finde beim besten Willen nichts Bekanntes gehe nochmal nach rechts — auch hier nichts, woran ich mich erinnern könnte.

Herunter muß ich aber! Soviel ist mir noch klar. Nicht etwa wegen des Sprichwortes der Fliegerei: „Oben geblieben ist noch keiner!" — denn das gilt für den Berg-

steiger nicht, wie sich das am Beispiel des kroatischen Paters gezeigt hat. Der ist recht lange oben gesessen ...

Also nichts wie runter und hinein in eine der Schluchten! Sie erweist sich bald als schmal, hat auf beiden Seiten hohe Wände. Auch das habe ich nicht vorausbedacht; daß ich, einmal in einer solchen Schlucht drinnen, keine Möglichkeit mehr haben würde, nach dem Weg Aussschau zu halten. Die hohen Wände versperren jede Sicht. Nun gibt es nur noch eine Richtung: Herunter!

Infolge des Zwielichtes kann ich den Neigungswinkel der Schlucht nicht erkennen und auch nicht, daß ihre Sohle steinhart ist. Und plötzlich reißt es mir die Beine weg und dahin geht es. Ich versuche die Stöcke einzustemmen, aber vergeblich. Ich rase nach unten. Etwa vierhundert Meter vor mir sehe ich die Mulde sich verengen und riesige Steinklötze auf mich zukommen. Jetzt weiß ich: Nur ein Wunder kann mich noch retten.

Ich versuche wie damals am Zillertaler Joch mit den Ellbogen zu steuern, aber auch dafür ist es zu spät. Ich zerreiße mir die Sachen, kann nicht verhindern, daß der Kopf einmal oben ist, einmal unten, der ganze Körper dreht sich laufend um sich; die Hände, in denen ich die Stöcke halte, habe ich vor den Kopf genommen, denn ich weiß, in Kürze werde ich irgendwo gegen die Steine schlagen und dann ist es wohl besser, die Arme vor dem Kopf zu haben ...

Schon trifft mich der erste Schlag, den ich mit den Händen noch einigermaßen abschirmen kann. Ich bin über einem Stein, der von oben her mit Schnee angeweht war, hinweggeflogen ...

Der nächste Schlag trifft mich ins Rückgrat und in die Rippen — wieder ein Stein, der mich in der Drehbewegung erwischt hat ...

Noch habe ich die Hände vorm Kopf, immer in dem Bewußtsein, daß jeden Augenblick der große, furchtbare

Anprall kommen muß, nach dem dann alles ruhig und still sein wird . . .

Nun werde ich emporgehoben und an einem großen Felsen vorbei geschleudert . . .

Dann ist es wirklich ruhig — aber ich lebe noch! Ich halte es kaum für möglich: Stecke hineingespickt wie ein Taschenmesser im Schnee einer Seitenwand; er ist zufällig nicht hart vereist, wie die Sohle der Schlucht, sondern weich. Da bleibe ich stecken. Infolge meiner ständigen Rundum-Bewegung hat es mich nicht in der Verlängerung der Schlucht, also nicht genau geradeaus, sondern eben seitlich hinausgeschleudert, und das war die Rettung.

Die Mütze ist verlorengegangen, ein Handschuh ist weg, die Stöcke sind weg, aber was bedeutet das gegenüber dem Gefühl, gerettet zu sein: es war freilich noch verfrüht, aber das ahne ich, Gott sei Dank, im Augenblick noch nicht.

Zuerst fühle ich nach, ob mein Holzbein noch da ist und was es mit den Rippenschmerzen auf sich hat und mit dem Rückgrat; aber auch das scheint nicht sehr schlimm zu sein. Nach einigen Minuten rappele ich mich auf, krieche aus dem Schnee heraus. Mein Handschuh findet sich nicht mehr. Das wird noch sehr übel werden. Auch die Mütze für die Ohren nicht. Aber weiter unten in den Steinen haben sich die Stöcke gefangen, wenn auch die Schlaufen abgerissen sind. Die hole ich mir jetzt wieder und steige vorsichtig und auf ziemlich unsicheren Beinen weiter bergab. Gelegentlich komme ich wieder zu Fall. Dann rolle ich ein Stück durch den Schnee, aber das ist nicht schlimm, wenn es nur weiter abwärts geht, immer nur abwärts.

Im letzten Zwielicht sehe ich in einer Entfernung von vielleicht vier bis fünf Kilometern vor mir eine Anlage, die einem alten Grubenbetrieb ähnelt. Ich glaube große aufgeschüttete Halden zu sehen. Und schon ist die Gedankenverbindung da: Grubengelände — Unterkünfte. Da wird

sicher ein alter Mann sein, der auf die Anlagen aufpaßt und der wird sicher Tee haben. Da kann ich endlich Tee trinken. Zu essen hat er natürlich auch etwas. Also auf zu diesem Grubengelände!

Es ist wie eine Fata Morgana in der Wüste. Die große Höhe spielt mir Streich auf Streich. Denn wenn wirklich noch eine zweite Mine an dieser Seite des Llullay-Yacu läge, dann hätte man mir natürlich davon erzählt. Aber das kommt mir jetzt nicht zum Bewußtsein. Ich sehe nur noch die Mine. Da muß ich jetzt hin, auch wenn sie sehr weit scheint, sehr weit.

Ich laufe, ich stürze, kullere mich nach unten. Da ist auf einmal ein schwarzer Punkt, der gibt Laute von sich. Schon denke ich, daß ein Einheimischer hier ist und winke und rufe. Wieder eine Täuschung? Hier ist doch in hundert Kilometer Umkreis kein Mensch. Dangl, Deverga und Morghen, wer weiß, wo sie sind. Der schwarze Punkt verflüchtigt sich. Vielleicht ist es ein verirrtes Vicunja gewesen, das schrie im Schnee, aber ich denke, es sei ein Einheimischer und wundere mich über seine merkwürdige Stimme.

Ich laufe und laufe; vor mir zeigt sich eine Senke. Wenn ich dort unten sein werde, kann ich meine „Mine" nicht mehr sehen. Ich muß sie also gerade durchqueren und auf der anderen Seite wieder die Höhe erklimmen, dann muß ich in das ersehnte Grubengelände kommen. Der Mond steht schon am Himmel, es wird wieder hell, ich durchquere die Mulde, steige auf der anderen Seite wieder an. Jetzt muß es bald eben werden und dann muß die Grube auftauchen, dann wird es Tee geben. Vielleicht haben die Leute auch einen Jeep da ... Eine Mine müßte doch so etwas haben.

Jetzt habe ich den jenseitigen Rand der Mulde erklommen — von einem Minengelände keine Spur. Erheblich

mutloser stapfe und wate ich weiter durch den Schnee auf der Hochfläche, die nun auch langsam abzufallen beginnt. Da endlich sehe ich über mir, leider etwas höher, ein Gebäude mit zwei erleuchteten Fenstern. Ich steige und wate hinauf; hinter diesem Licht wartet der Tee. Soll es also ruhig die allerletzten Kräfte kosten.

Ich frage nicht, wie hier ein Haus herkommen soll, ich denke nur: Tee! Erst als ich unmittelbar davorstehe, überfällt mich wieder die Wirklichkeit.

Es ist ein Riesenfelsblock, der etwa die Form eines Hauses hat und oben an zwei Stellen vom Wind so blank geschliffen ist, daß der Mond sich darin spiegelt. Meine Fenster, meine beiden erleuchteten Fenster! Völlig erschöpft sinke ich nieder und schlafe, döse vor mich hin, nein, ich glaube, ich habe sogar richtig geschlafen. Ich kann einfach nicht mehr weiter ...

Später hat man mich gefragt: „Wie konntest du schlafen? Da wacht man ja nicht mehr auf! Da erfriert man ja doch im Schlaf!"

Ich kann nur sagen: mich hat die Kälte geweckt und nach einer Stunde, in der auch noch Sturm aufkam, weitergetrieben, weiter nach unten. Der alte Fliegerspruch: „Obengeblieben ist noch keiner!" hat mich aufgepeitscht — so sinnlos er hier ist. Ich will ihm treu bleiben, ich will nicht am Berg besiegt werden.

Ich habe nun kein Zeitgefühl mehr und weiß nicht, wie lange ich so gelaufen bin. Aber dann sehe ich vor mir einen unbeschneiten Vorberg und auf ihm eine Nissen-Hütte aus Ganzmetall. Sie blendet. Man muß sich darin spiegeln können. Sie hat eine ovale Form, ist aber noch weit! Sie ist nun mein Ziel: sie liegt schon jenseits des Schneegebietes; und noch dehnen sich vor mir leicht abfallend weite Schneefelder aus. Wieder muß ich eine breite Schlucht durchqueren. Der Grund ist teils hart, teils weich, aber

weiter geht es. Ich stürze, falle, wälze mich nach unten. Wo bleibt nur die Nissen-Hütte? Dort muß es ja nun endlich Tee geben! Selbst wenn niemand darin sein sollte, so wird doch Tee da sein und Heizmaterial. Wenn ich die Tür nicht aufbekomme, werde ich die Fenster einschlagen — auch bei meiner Dnjestr-Odyssee im März 1944 in Rußland habe ich das so gemacht.

Wenn ich erst nur da wäre! Ich laufe und laufe. Um vier Uhr morgens endlich komme ich an die Nissen-Hütte.

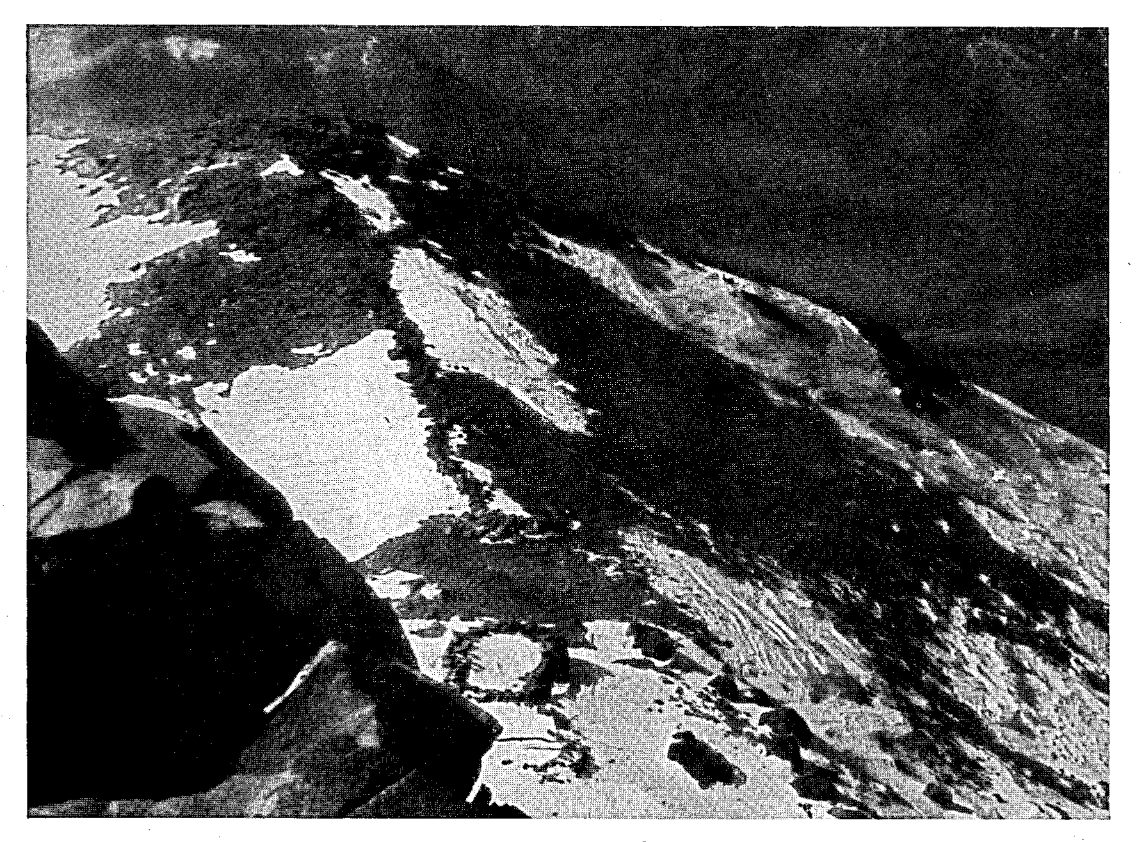
Es ist keine Nissen-Hütte. Es ist ein Stein, ganz blank poliert wie mit tausend Woll-Lappen; er hat die Form einer Hütte, aber — es ist nur ein Stein. Nun bin ich ganz fertig, falle hinter den Fels und wache eine Stunde später völlig durchfroren wieder auf.

Nochmals raffe ich mich auf und sage mir: Von hier aus kann es jetzt nicht mehr weit sein bis an den Fuß des Llullay-Yacu.

Nichts wie runter, raus aus dem Schutt, raus aus dem Schutt! Irgendwie komme ich weiter und nun löst die Sonne den Mond ab. Es ist also ungefähr 8 Uhr. Und da bin ich auch endlich unten am Fuß des Berges. Das Gefälle hört auf, ich habe das gewaltige Bergmassiv hinter mir.

Vor mir aber liegt nun die riesige Puna de Atacama, die Wüste, durch die ich nun entweder die sechzig bis siebzig Kilometer direkt zur Mine Casualidad laufen oder aber den Weg zum großen Salar finden muß, an dem unser erstes Zelt gestanden hat; ich kann hoffen, daß die anderen mich dort suchen werden. Ich entschließe mich daher nicht für den direkten Weg zur Mine, obwohl es der nähere wäre. Hätte ich natürlich gewußt, daß ich vom Lager I zur Mine auch noch laufen müßte ...!

Ich gehe also in Richtung auf den Salar, wo wir das Lager I hatten. Da muß ja einer von den anderen Kameraden sein. Denn wenn bei einer Expedition ein Unglück



Am Gipfel – Blick auf die „Gräber“



geschieht, dann baut man ja von Lager zu Lager ab und sucht von den einzelnen Lagern aus nach den fehlenden Teilnehmern.

Mein Gaumen ist vollkommen trocken. Die Coca-Blätter kleben oben. Ich versuche, Schokolade zu essen, aber auch die bleibt genau so trocken, wie ich sie in den Mund stecke. Um mich weiter zu treiben, setze ich mir selbst Zielmarken. Die Steingruppe dort am Horizont, bis zu der will ich gehen! Wenn ich die erreicht habe, will ich auf die Uhr schauen und mir zehn Minuten lang auf die Stöcke gestützt, Ruhe gönnen. Das Gehen fällt mir sehr schwer, denn ich habe mir beim Sturz den Schuh, in dem die Prothese steckt, hinten aufgerissen. Die Prothese steckt nicht mehr richtig darin und das gibt einen unangenehmen Druck auf das Schienbein. Ich scheine mir dort schon einige Haut weggerissen zu haben.

Bei der zweiten Horizont-Marke erlaube ich mir zehn Minuten zu liegen. Dann setze ich mir eine neue Marke, dort darf ich wieder auf die Stöcke gestützt stehenbleiben. Und wieder am nächsten Punkt liege ich eine Viertelstunde. So geht es durch die Puna de Atacama mit ihren trostlosen Tälern und Seitentälern.

Ein unendliches Nichts. Ich erblicke kein einziges Lebewesen, keine Spuren, völlige Stille herrscht.

Man sagt, die Puna de Atacama sei die drittgrößte Wüste der Welt. Mir ist sie jedenfalls groß genug.

Wie soll mich hier jemand finden? Selbst wenn die Kameraden mit ihrem Traktor ganz in der Nähe vorbeifahren würden in einem anderen Quertal, so könnten wir doch voneinander nichts sehen, ja nicht einmal etwas ahnen.

Bis zum Mittag komme ich ganz gut voran, aber dann wird es beschwerlicher und ich muß meine Zielmarken immer kürzer setzen. Doch kommt mir zu Hilfe, daß ich

jetzt auf Traktorenspuren stoße. Ob sie von heute sind oder von unserem Aufsteig oder noch von anderen Expeditionen her stammen — wer weiß es? Die Spuren gehen kreuz und quer und es hat keinen Zweck, ihnen nachzugehen. Die Richtung habe ich ja in Gestalt eines Berges, der in der Nähe des Salar steht und immer links von mir bleiben muß.

Da ich immer müder werde, setze ich meine Teilmärsche auf dreihundert Schritt herab, dann jeweils fünf Minuten Ruhe und wieder dreihundert Schritt. Aber so komme ich kaum vorwärts und das kann ich mir nicht leisten.

Da kommt mir der Gedanke: Wenn du jetzt in Rußland wärst und ein Kommissar stände hinter dir und sagte, du mußt jetzt zweitausend Schritt machen, ob du es dann nicht könntest? Und ich versetze mich ganz in diese Situation. Ich bin also jetzt in Rußland und der Kommissar steht tatsächlich hinter mir mit der Pistole und siehe da: ich mache tatsächlich zweitausend Schritt.

Das hat mich wieder weit vorangebracht. Aber schon sage ich mir: „Es ist doch merkwürdig, als freier Mensch hast du die zweitausend nicht geschafft, unter Druck hast du sie geschafft. Also jetzt machst du zweitausend Schritt freiwillig!" Nach dreihundert bin ich am Ende.

Ich will damit wahrhaftig keine Propaganda für das bolschewistische System machen, aber ich muß wahrheitsgemäß erzählen, wie es mir damit ergangen ist. Ich versetze mich also intensiv mit aller meiner Phantasie und Vorstellungskraft wieder nach Rußland zurück, der Kommissar hinter mir befiehlt von neuem 2000 Schritt, und wieder gelingen sie mir, die zweitausend!

Natürlich ärgere ich mich wieder, laufe innerlich Sturm gegen diese Sklavenreaktion und verlange von mir energisch zweitausend freiwillig — ohne Kommissar. Bei dreihundert bin ich am Ende. Es ist zum Rasendwerden.

Ich setze dieses Spiel mit mir selbst mehrere Stunden fort — schließlich wird es wieder dämmeriger Abend. Die letzten Kilometer fallen mir so schwer, daß mir die Worte fehlen, es zu beschreiben nach alledem, was schon vorausgegangen war.

Vor mir liegt aber nun der Salar, der große Salzsee. Von weitem schon erkenne ich die Stelle, an der wir unser Feuer hatten, wo unser Lager aufgebaut war am ersten Abend, wo wir die schönen Fleischbrötchen gegessen und das Lied von Llullay-Yacu gedichtet haben. — Ich weiß, wo Deverga Wasser geholt hat, wenn auch nur zum Händewaschen und Töpfeauswaschen, denn trinkbar ist es nicht.

Ich komme an der Wasserstelle vorbei, sehe die eigenartigen Tiere darin herumschwimmen, nehme einen Fingerhut voll und befeuchte meinen Gaumen, aber ich weiß: Wenn ich mehr von diesem stark salzhaltigen Wasser zu mir nehme, dann ist es ganz und endgültig aus. Denn dann wird der Magen revoltieren und an ein Weiterkommen nicht mehr zu denken sein. So gelingt es mir, der Versuchung zum Trinken zu widerstehen, und ich komme nun an die alte Lagerstätte.

Es ist niemand da und es sieht auch gar nicht so aus, als sei in der Zwischenzeit jemand dagewesen. Eine Blechdose liegt noch am Boden mit Fleisch. Ich hacke sie mit dem Stiefel auf. Und dann liegen noch die alten Bastschuhe von Dangl dort — Größe 45, nächste Nummer Kindersarg. Sie sind hinten und vorne durchstoßen. Sonst ist alles einsam und verlassen.

Ich setze mich hin. Das Fleisch aus der Büchse kann ich nicht essen, denn ich kann nichts mehr schlucken, muß aber heute nacht hierbleiben, denn den weiteren Marsch schaffe ich nicht mehr. Ich lege mich um den Stein, an dem wir Feuer hatten, als erhoffte ich mir von der Erinnerung etwas Wärme. Es zieht Gewölk auf, es stürmt, ich friere

erbärmlich, versuche mich, so gut es geht, an den Stein heranzukuscheln, will unter allen Umständen hier bleiben, kann nicht mehr weiter! Sie müssen mich ja suchen! Entweder von oben her, vom Lager II, oder von der Mine aus. Und sie werden dann hierher kommen!

So bleibe und warte ich bis 11 Uhr nachts, aber dann friere ich so erbärmlich, daß mir klar wird: ich werde die Nacht hier nicht mehr überstehen, muß also wieder laufen. Da mich die Stiefel so drücken mit ihrem Gewicht, nehme ich mir Dangls ramponierte Bastschuhe und binde sie mit Schnur an meinen Füßen fest. Meine Bergschuhe aber stelle ich auf einen hölzernen Pfeil, den ich aus den Resten unseres Brennholzes mache und auf die Mine zeigen lasse. Sollte mich doch noch jemand suchen, dann weiß er wenigstens, daß ich mich schon in Richtung Casualidad aufgemacht habe.

Dann geht es wieder los. Die Bastschuhe erleichtern die Sache etwas. Am Ufer des Salar entlang, bergauf und bergab, gelegentlich wieder kleine Buchten kreuzend, bewege ich mich mühsam weiter. Die Wolken reißen auf, der Mond kommt wieder durch. Aber mit meiner inneren Batterie ist nun nicht mehr viel los. Fast alle zwanzig Minuten sinke ich einmal zusammen, bleibe minutenlang liegen, bis die Kälte mich wieder aufjagt und ich wieder eine Viertel-, eine halbe Stunde weiterwanke. Dann sinke ich wieder um, falle zusammen, bleibe liegen. So geht es die ganze Nacht hindurch, es wird vier, fünf, sechs Uhr — da bin ich erst am Ende des Salars und muß nun wieder ansteigen, denn der Salar liegt ja nur 3900 Meter hoch, die Minenstraße aber 4500! Nun geht es in den Traktorenspuren fort, bis ich wieder umsinke.

Nicht mehr lange, dann ist wieder die Sonne an der Reihe den Mond abzulösen. Meine beiden einzigen Gefährten, das Einzige, was sich bewegt außer mir.

Rechts hinter mir bescheinen die ersten Sonnenstrahlen das Llullay-Yacu-Massiv, bald werden sie auch mich erreicht haben. Noch gehe ich im Dunkeln, nur die Berge leuchten schon auf, da, auf einmal bewegen sich vor mir zwei Lichter und im gleichen Augenblick weiß ich, das sind wirklich Menschen, das ist keine Täuschung mehr!

Gerettet! ...

Schon steht ein Jeep vor mir, die Tür geht auf, ich sehe mehrere Gestalten, aber keinen Bekannten. Es sind Einheimische.

„Dangl"? fragen sie.

„Nein, ich bin nicht Dangl, ich bin Rudel."

„Wir suchen Dangl!"

Und es fehlte nicht viel, daß sie weitergefahren wären.

„Entschuldigen Sie", bringe ich gerade noch hervor — das Sprechen mit ausgetrocknetem, rissigem Gaumen ist eine Qual, „ich bin froh, daß ich jemanden getroffen habe. Haben Sie vielleicht etwas zu trinken?"

Da entdecke ich auch schon am Boden des Wagens vier Liter-Thermosflaschen, warte keine Antwort mehr ab, greife mir eine der Flaschen, schraube sie hastig auf. Es dampft heraus, ist sicher kochend heiß eingefüllt worden. Ich gieße die erste Flasche in mich hinein, nehme die zweite, die dritte und bei der dritten merke ich erst, wie die sechs Insassen mit etwas traurigen Augen auf die leeren Flaschen schauen. Sicher denken sie daran, daß sie den ganzen Tag damit auskommen sollen.

Da lasse ich ihnen die vierte und frage: „Was ist denn mit Dangl?"

Sie erzählen mir eine lange Geschichte. Aber ich verstehe nichts mehr.

„Lassen Sie mich einsteigen! Ich bin froh — ich bin so froh, daß ich wieder unter Menschen bin!" Sie setzen mich hinein, fahren aber Richtung Salar. Wieder frage ich,

was mit den Kameraden ist und wieder erzählen sie es, wohl sechs-, siebenmal.

Erst ganz langsam komme ich darauf, was sich abgespielt hat. Dangl ist oben im Lager II, im Zelt, geblieben. Er will dort sein für den Fall, daß ich noch komme. Er hält Tee bereit. Da das Holz schon knapp war, hat er seine Ski verfeuert. Sonst wird er aber noch einige Tage aushalten können.

Deverga und Morghen sind am Tage, nachdem wir den Gipfel erreicht hatten, mit dem Traktor zum Salar heruntergefahren, wo sie ein Jeep erwartete, der schon nach uns Ausschau hielt, weil wir bei der Mine als überfällig galten.

So konnten die beiden gleich umsteigen, waren in kürzester Zeit in Sicherheit.

Der Jeep kam also jetzt zurück, um Dangl zu holen und den Traktor, den Deverga und Morghen am Salar gelassen hatten. Man sagte mir, ich müsse doch nachts bei dem Traktor vorbeigekommen sein, warum ich nicht mit ihm losgefahren sei.

Aber ich bin unterhalb des Hügels vorbeigelaufen, auf dem er stand. Auch hätte ich ihn ja niemals allein in Gang gebracht. Das erweist sich jetzt, als wir ihn mit dem Jeep anzuschleppen versuchen und einige Ketten zerreißen, bis er anspringt. Nun fahren drei Männer mit dem Traktor durch die Puna de Atacama, um Dangl zu holen. Wir anderen machen mit dem Jeep Kehrt und es geht jetzt in flotter Fahrt auf die Mine zu.

Bald kommt Dangl auch an — und so sind wir alle wieder vereint, so wie wir ausgezogen waren.

Auf meinem großen Marsch habe ich immer nur davon geträumt, daß ich jede Flüssigkeit, die ich in meinem ferneren Leben noch sehen würde, ob es ein laufender Wasserhahn sei, ob Schnaps oder Bier, vernichten und trinken würde, immer wieder nur trinken!

Jetzt ist es so weit. Jetzt wird alles gekocht, was ich brauche, und so sitze ich, trinke und trinke. Merkwürdigerweise scheint auch mein Magen nichts dagegen zu haben. Im Gegenteil, ich esse dazu, es bekommt mir und so kommt der Abend und nun steigt das Fest, das gewaltige Fest...

*

Von diesem Fest muß noch erzählt werden: es ist nämlich eine bemerkenswerte Gesellschaft, die hier oben auf Casualidad lebt und arbeitet.

Da ist beispielsweise ein Engländer, der die Seilbahn zu prüfen hat — wenn er mit der Faust an die Wand haut (er tut es, wenn er in Stimmung kommt, und er kam in Stimmung!), dann splittert die Verschalung.

Und da sind mehrere Dänen, die die Seilbahn bauen — sie waren zu Hause während der Kriegsjahre unsere leidenschaftlichen Feinde und sind stolz auf ihr Wirken in der Widerstandsbewegung. Wenn man sie sieht, weiß man, daß das eine ernst zu nehmende Sache gewesen sein muß.

Und da ist auch Manfred Hirsch, ein Jude, der im Elektrizitätswerk die Maschinen beaufsichtigt. Erst meinte ich, daß zwischen ihm und Dr. Dangl, der im Kriege SS-Arzt war, wohl kein allzu herzliches Verhältnis bestehen könne. Ich werde eines Besseren belehrt: die beiden schwören aufeinander. Hirsch hält ganz offensichtlich große Stücke auf Dangl und Dangl erzählt von Hirsch: der bedrohe in seinem Elektrizitätswerk jeden „mit dem Hammer", der ein schlechtes Wort über Deutschland oder die Deutschen sage.

Man sieht: hier oben in der Einsamkeit und in der klaren Luft am Fuße des Llullay-Yacu ist vieles nicht nur anders, sondern auch vernünftiger als drunten in den stickigen Treibhäusern der Weltstädte, in denen man den Haß fabriziert.

Beim „Fest“ sind sie alle dabei: Der faustsstarke Brite, die „Widerstands“-Dänen, der gute Manfred Hirsch, dazu von der Mine und der Krankenstation viele andere Europäer (insgesamt stellen wir fest, daß elf Nationen vertreten sind) — sie alle feiern mit uns das große Ereignis.

Es hat an diesem Abend lange gedauert, bis wir auseinandergingen, und ich mußte sogar noch eine Rede auf Spanisch halten!

Im stillen habe ich mir dabei gedacht: Wenn es nur drüben, in unserem alten Europa auch so kameradschaftlich zuginge, wie hier in den Anden auf viertausend Metern Höhe — wie wäre es mit einer Konferenz der europäischen Regierungen auf der Mine Casualidad, mit einem Abstecher auf den Llullay-Yacu?!

Das Rätsel wird gelöst

Schon auf der Mine Casualidad hat man mich ganz verständnislos gefragt, warum wir denn die „Gräber" nicht untersucht haben. — Überall die gleiche Frage: „Warum habt ihr diese Sache nicht aufgeklärt?"

Offenbar haben wir einen unverzeihlichen Fehler begangen: Der weiße Mann verträgt es nicht, um ein Rätsel zu wissen, er will es gelöst haben.

Es wird mir bald klar, daß ich ein zweitesmal auf den Llullay-Yacu steigen muß, um auf die Frage nach den „Gräbern" eine Antwort zu finden.

Der argentinische Staatspräsident General Peron ließ sich von mir den Sachverhalt vortragen — die Frühgeschichte seines Landes interessiert ihn lebhaft und so finde ich Unterstützung für das neue Unternehmen, das für den Dezember geplant wird.

Ich will diesmal den Aufstieg von einer anderen Seite des Vulkan-Massivs aus versuchen und natürlich möglichst viel Ausrüstung nach oben bringen, um die Untersuchung am Gipfel in Ruhe durchführen zu können. Wesentlich für das Gelingen des Unternehmens, das diesmal ganz ausgeprägt den Charakter einer Expedition annimmt, ist die Unterstützung durch das argentinische Heer: Ich erbitte die Abstellung einiger Soldaten mit Gerät und außerdem Maultiere, die uns weiter nach oben helfen sollen als der Traktor es könnte.

Leider kann Dr. Dangl diesmal nicht teilnehmen, weil sich keine Vertretung beschaffen ließ und seine Arzt-

station auf Casualidad nicht unbesetzt bleiben kann. Aber Deverga wird von dort wieder mitkommen. Außerdem haben sich mein alter Geschwaderkamerad Dainz und Erwin Neubert vom Dürer-Verlag in Buenos Aires zur Teilnahme gemeldet; um es richtig zu sagen: gemeldet haben sich noch mehr meiner Freunde, aber diese Kerntruppe hat sich als für das Unternehmen am besten geeignet herausgeschält.

*

Die Vorbereitung geht natürlich nicht ohne Schwierigkeiten ab. Sportminister Valenzuela, mit dem ich den Plan der Expedition in allen Einzelheiten besprochen hatte, leitete die notwendigen Anträge auf Unterstützung an die zuständigen Ministerien weiter. Leider liefen aber unsere verschiedenen Wünsche und Anforderungen über die vielen Dienstwege nicht so schnell, wie wir uns das vorgestellt hatten, und acht Tage vor unserem Abmarschtermin haben wir noch keinerlei Nachricht, ob und wie weit unseren Anträgen stattgegeben worden ist, die grundsätzliche Zusage des Präsidenten ausgenommen.

Ich fliege daher nach Buenos Aires und kläre, wo die einzelnen Anträge liegen. Im Heeresministerium stellt sich dabei heraus, daß der Befehl, uns zu unterstützen, noch nicht an den zuständigen Truppenteil geleitet ist. Man ist ehrlich erstaunt über meine Mitteilung, daß wir binnen fünf Tagen starten werden. Es ist auch ausgerechnet ein Sonnabendnachmittag. Ich muß erklären, daß sich unser Aufbruch nicht verschieben läßt und bitte dringend, den Befehl am Montag morgen auszuarbeiten. Ich werde dann einen der Expeditionsteilnehmer veranlassen, ihn im Ministerium abzuholen und mit dem Dokument unverzüglich zur Truppe nach Jujuy zu fliegen, um dort alle Einzelheiten gleich an Ort und Stelle zu regeln. Dann würden wir noch recht-

zeitig aufbrechen können. Am Donnerstag mußten wir ja mit der gesamten Mannschaft und Ausrüstung in Salta sein, da der sog. „internationale Zug“ nach Sokompa, den wir bis Caipé benutzen müssen, nur einmal in der Woche verkehrt. Man geht im Ministerium auf meinen Vorschlag ein und verspricht mir den Befehl für Montag früh. Es geht dann sogar schneller als vorgesehen. Am Montag stellt sich heraus, daß der Befehl bereits durch Funk an die Truppe in Jujuy abgegangen ist.

Ich bin bereits wieder in Cordoba, wo auch Neubert und Dainz eintreffen; wir trainieren noch etwas in den „Gigantes“ und an unserem Kreuzberg in Carlos Paz, den wir von unserem Hause aus im Dauerlauf nehmen, um unsere Knochen schon ein wenig an die bevorstehenden Strapazen zu gewöhnen. Auch stellen wir mit der gebotenen Sorgfalt unsere Ausrüstung zusammen.

Da nun der vom Heeresministerium per Funk übermittelte Befehl nicht alle Einzelheiten unserer Wünsche und Bedürfnisse enthält, bitte ich Neubert, schon einen Tag vor uns abzureisen, in Jujuy mit dem dort stationierten Truppenteil alles zu regeln und am Donnerstag mit Soldaten und Gerät entweder früh am Zuge in Salta oder abends auf der Mine „Casualidad“ zu sein. Leider bekommen wir für Neubert keine Flugkarte mehr; er muß mit dem Zuge fahren und kommt infolgedessen erst am Mittwoch in Jujuy an. Wir anderen fahren am gleichen Tag früh hinterher, gespannt darauf, was Neubert in Jujuy ausrichten und wie also unsere Unterstützung durch das Heer ausfallen wird.

Wir starten in Cordoba bei 35 Grad Celsius mit einer Unmenge Gepäck, zwölf Rucksäcken, Zeltpacken, Kleidersäcken usw. und erregen entsprechendes Aufsehen, denn man ist hier an derartige Unternehmungen nicht gewöhnt.

Es gibt in den Anden viele, sehr viele Gipfel, die noch nicht einmal einen Namen tragen. Fast doppelt so hoch wie manche unserer bekanntesten Berge in der Heimat, etwa der Groß-Glockner, warten sie hier noch unbestiegen darauf, daß jemand kommt, und ihnen als Erster den Hauch der Unberührtheit nimmt.

Wir fahren den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch nach Norden. Leider ist der Zug sehr besetzt, so daß wir nur für die letzten paar Nachtstunden noch ein Schlafwagenabteil bekommen können. Das ist um so bedauerlicher, als ja die ganzen letzten Tage schon wenig Gelegenheit zum Schlafen geboten hatten.

Als wir dann am Donnerstag um halb elf Uhr in Salta einfahren, dauert es nur wenige Sekunden, da hat uns Neubert schon entdeckt. Es erscheinen auch noch eine Reihe von Bekannten aus Salta, die durch Dr. Dangl erfahren haben, daß wir an diesem Tage erneut starten wollen.

Neubert berichtet, daß alles klar ist. Die Soldaten hat er gleich mitgebracht, einen Leutnant und drei Mann mit Ausrüstung. Für die Beschaffung von Maultieren hat die Truppe einen Befehl, besser gesagt: eine freundliche Aufforderung an einen Señor Quiroga auf der Mine „Dos Naciones“ mitgegeben, uns Packtiere zur Verfügung zu stellen. Diese Mine liegt an der Südseite des Llullay-Yacu, von der wir dieses Mal aufzusteigen planen — fast an der chilenisch-argentinischen Grenze. Es paßt also recht gut, daß wir ohnehin dort vorbeikommen. Die Tiere stehen nicht unmittelbar an der Mine, die zeitweise nicht in Betrieb ist, sondern am Wohnsitz des Señor Quiroga, in Quebrado de Adua, nahe dem Paß Sokompa, über den wir auch hinüber müssen.

Neubert erzählt, daß es bei allem großzügigen Entgegenkommen des Kommandanten in Jujuy natürlich einiger

Zähigkeit bedurft hat, um alles noch rechtzeitig in Bewegung zu setzen. Aber es ist doch gelungen und mir fällt ein gewaltiger Stein vom Herzen, denn ich habe bis zum letzten Augenblick Sorge gehabt, ob wirklich alles planmäßig ablaufen würde. Der nächste Zug nach Caipé fährt ja erst eine Woche später!

Man darf sich durch die Bezeichnung „Internationaler Zug" (er fährt bis Antofagasta an den chilenischen Küste) nicht irreführen lassen, es handelt sich in Wirklichkeit um eine Bergbahn mit Schlafwagen: Nachdem die ersten vierzig Kilometer bis an den Fuß der Kordillere überwunden sind, beginnt der Anstieg in steilen Serpentinen, aber fast ohne Kurven. Der Zug wird hier — und das ist wohl eine einzigartige Fahrtechnik — immer abwechselnd in einer Richtung hinaufgezogen und dann, nach der nächsten Kehre, in der anderen Richtung weiter hinaufgeschoben. An jeder Kehre steht ein Weichensteller, der dafür sorgt, daß es nicht unversehens wieder hinuntergeht. Die Fahrt ist von bezaubernder Schönheit, es herrscht eine prächtige Sicht. Ganz nahe an den Bahnkörper kommen Lamas und Vicunjas heran, manchmal auch herdenweise, und wir staunen, wie wenig sie sich durch den Lärm unseres Zuges erschrecken lassen. Stunden um Stunden dauert es, bis der Zug die Haupthöhe erklettert hat. Er steigt bis auf viertausend, streckenweise sogar bis auf viertausendzweihundert und viertausenddreihundert Meter Höhe. Größere Ortschaften oder gar Städte gibt es hier nicht. Erst nachdem die größte Höhe überwunden ist, kommen wir nach San Antonio de los Cobres, einer größeren Siedlung, die früher einmal von Bedeutung war. Wir steigen aus, gehen ein wenig spazieren und bewundern die prächtigen Indianertypen. Meist sind es Einheimische, die angelockt durch das Tagesereignis, die Ankunft eines Zuges, am Bahnhof herumstehen.

Gleich hinter dem Bahnhof entdecken wir eine Art von Restaurant unter freiem Himmel. Zehn bis zwölf Frauen bereiten allerlei merkwürdige Gerichte zu, Mais, Früchte oder beides zusammen, und bieten sie zum Verkauf. So ganz appetitlich schaut die Sache nicht gerade aus, und wir machen von diesen Gerichten lieber keinen Gebrauch, sondern verlassen uns auf Bananen und Apfelsinen.

Wir sind alle in bester, hoffnungsfreudiger Stimmung, auch die Soldaten, die an dem Abenteuer Spaß zu haben scheinen. Schließlich legen wir uns schlafen und als wir wieder aufwachen, befinden wir uns bereits wenige Stunden vor Caipé, unserem ersten Ziel. Schon geht die Fahrt an einigen Salzseen vorbei, hier und da sind Berge mit Schneeflecken zu sehen. Und dann beginnen wir unser Gepäck zu sammeln und zu sichten, um beim Aussteigen nichts liegenzulassen. Denn hier oben kann natürlich jedes einzelne Stück von ausschlaggebender Bedeutung sein.

In Caipé erwartet uns bereits Deverga mit einem Jeep. Er ist außer mir der einzige Expeditionsteilnehmer, der auch an der ersten Besteigung des Llullay-Yacu teilgenommen hat, und ich weiß, wie gründlich und gewissenhaft er eine solche Unternehmung vorbereitet.

Er berichtet gleich, daß er auch diesmal wieder Benzin und Holz an verschiedenen Punkten der Strecke, die wir noch bis an den Fuß unseres Berges zu durchfahren haben, deponiert hat, zuletzt noch am vergangenen Sonntag die Strecke abgefahren ist und — und daß auf dem Vulkan selbst viel weniger Schnee liege, als man nach den starken Schneefällen der letzten Zeit zu erwarten geneigt ist. Er hat ursprünglich die Absicht gehabt, uns abzutelegrafieren, hält aber jetzt nach persönlichem Augenschein die Besteigung für durchführbar.

Inzwischen ist unser ganzes Gepäck ausgeladen worden. Auch die Soldaten suchen ihre Ausrüstung zusammen. Der

Leutnant hat seine drei Mann gut im Schwung und sein Verhältnis zu ihnen machte einen erfreulichen Eindruck, sodaß wir hoffen dürfen, in ihnen gute Bergkameraden zu finden.

Schon kommt ein Lastwagen von der Mine und lädt das Gepäck auf; wir schwingen uns auf den Jeep und dann beginnt die halsbrecherische Fahrt zur Mine „La Casualidad", drei Stunden lang, bergab und wieder bergauf, durch unbeschreibliche Kurven, an Schluchten und Abgründen entlang und das alles mit einem notdürftig zusammengeflickten Motor. Steil geht es hinauf, steil hinab, Kurven rechts, Kurven links, auf der einen Seite des Weges meist ganz rechts Felswand nach oben, auf der anderen der Abgrund. Nirgends eine Sicherung durch Erdwälle oder Geländer. Der Fahrer scheint zudem ein besonders wilder Geselle zu sein, denn von einem „Fahren" durch die Kurven ist schon gar keine Rede mehr, es ist nur noch eine Art Schlenkern oder Schleudern mit den Hinterrädern. Ich bin ja sicherlich auch kein sehr zahmer Autofahrer, aber was hier geboten wird, das ist doch leicht zum Gruseln. Der Weg ist außerdem stellenweise sehr sandig, so daß das ganze Fahrzeug schlingert und schleift. Ich sage schließlich dem Fahrer, er möchte doch etwas langsamer fahren. Aber der Mann faßt diese Bitte scheinbar als Kompliment für seine fahrtechnischen Fähigkeiten auf und gibt noch etwas mehr Gas.

Wahrscheinlich hat das Rennfahrer-Idol der Argentinier, Fangio, wieder irgendwo in der Welt ein Rennen gewonnen, und in solchen Zeiten tut man gut, hierzulande das Mitfahren mit sportlich interessierten Fahrern zu vermeiden. Denn dann fühlt sich ein jeder am nächsten Tag oder auch die ganze nächste Woche als ein kleiner Fangio und damit verpflichtet, mit demselben Schneid — wenn auch nicht immer mit demselben Können — „ranzugehen".

Alle Augenblicke rasen wir hart am Abgrund vorbei, und als ich an der Felsenseite des Weges ein Steinkreuz stehen sehe frage ich den Fahrer:

„Sie, was ist das für ein Kreuz?"

„Ja, hier an dieser Stelle ist vor einigen Monaten einer heruntergefallen. Es war auch ein Aleman. Der hat den Wagen eben nicht beherrscht und da ist er abgestürzt. Wenn es heller wäre, würden Sie unten noch einige Trümmer liegen sehen. Wieder herauf bekommt man ja die Wagen nicht."

Und schon gibt er wieder Gas und freut sich scheinbar, daß ich von diesem Steinkreuz sichtlich beeindruckt bin.

Nach kaum zwanzig Minuten taucht ein neues Kreuz am Wegesrand auf. Erneute Frage: „Was bedeutet denn dieses Kreuz hier?" „Ja, da ist auch einer hinunter. Der ist, glaube ich, damals eingeschlafen."

So geht es einige Zeit weiter, bis wir zur Mine kommen, sehen wir noch zwei, drei solche Kreuze und immer ist es dasselbe. Beim letzten haben wir schon gar nicht mehr gefragt.

Schließlich kommen wir doch an, und der Direktor der Mine, Major Haurigi, begrüßt uns auf das herzlichste. Wir kennen uns ja schon vom letztenmal her, und er fragte gleich nach einer ganzen Reihe gemeinsamer Bekannter. Alles, was wir an Wünschen auch nur andeuten, wird erfüllt; ich fühle mich hier oben wirklich schon ganz zu Hause und habe allen Grund, mich aufrichtig über diese großzügige Hilfe und Bereitwilligkeit zu freuen. Als erstes wird die Quartierfrage gelöst. Da einige Herren auf Urlaub sind, steht uns ein Unterkunftshaus zur Verfügung. Wir können gleich baden, um uns von dem reichlichen Staub und Schmutz der langwierigen Reise zu befreien. Wieder salonfähig, setzen wir uns zum Essen und besuchen anschließend Deverga in seiner Wohnung; er hat seit



Am Pass Sokompa

(im Hintergrund der Sokompa-Gipfel, vorne von links nach rechts: Erwin Neubert, Leutnant der Gebirgstruppen Villafane, Gendarmerieoberleutnant Rubart, Hans-Ulrich Rudel, Max Dainz; im Vordergrund argentinische Gebirgssoldaten)



unserem letzten Aufenthalt hier geheiratet: um so anerkennungswerter, daß er trotzdem an der Expedition teilnimmt und seine tapfere junge Frau ihn ziehen läßt.

Wir besprechen dann mit Major Haurigi, was wir von der Mine noch benötigen und erbitten vor allem einen großen Lastwagen mit Vierradantrieb, auf dem wir am nächsten Morgen frühzeitig alles verladen und mit unserem wilden Fahrer Rios abfahren; Deverga, Neubert, Dainz und ich, der Subteniente (Leutnant) Manuel Selene Villafane und seine drei Soldaten.

Zuerst nehmen wir wieder Richtung auf Caipé. Kurz vor der Station geht es dann in westlicher Richtung hinauf. Der Weg wird sehr schmal, an manchen Stellen gefährlich. Von oben stürzen Steine herab oder liegen quer im Wege und müssen erst beiseite geräumt werden. Dann geht es wieder steil bergab, und ich staune, mit welcher Sicherheit unser Fahrer diese tollen Serpentinen herabbraust. Ich nehme im Stillen mein ursprüngliches Mißtrauen zurück: er ist wirklich ein „Fangio". Langsam wird es heiß, während wir Stunde um Stunde dem Paß Sokompa entgegenfahren.

Bald kommt unser Ziel, der Llullay-Yacu in Sicht, zeigt wenig Schnee und sieht recht einladend aus. Gegen Mittag erreichen wir Quebrada de Adua und besuchen diesen sagenhaften Señor Quiroga, auf dessen Maultiere sich nun unser ganzer weiterer Plan stützt. Wir treffen ihn in einem kleinen Häuschen mitten in der Wüste, etwa fünfzehn Kilometer vom Sokompa-Paß entfernt.

Dort sehen wir zunächst einen Burschen, der sich gerade mit der Schur von Schafen beschäftigt; Quiroga wird herausgerufen und beantwortet unsere Frage, ob er wegen der Maultiere schon Nachricht bekommen habe, zwar bejahend, aber mit so vielen Einschränkungen und Bedenken, daß wir schließlich geradewegs nach dem Preis fragen. Der

bewegt sich denn in so phantastischer Höhe, daß wir uns zunächst einmal in Sokompa nach anderen Angeboten umsehen wollen.

Der Chef der Gendarmerie in Sokompa erweist sich als Sohn deutscher Eltern, entsprechend freundlich nimmt er uns auf. Schließlich stellt sich sogar heraus, daß Neubert bereits im Hause von Herrn Rubarts Eltern in Rosario verkehrt hat. Einmal wieder zeigt die Welt sich als ein Dorf! Rubart hilft uns dann bei der Maultiersuche. Aber leider sind die Tiere, die wir ausfindig machen, unbeschlagen, so daß sie uns weiter oben, in der Schneeregion, nichts nützen. Es bleibt also nur die Möglichkeit, bei Quiroga Hufeisen zu kaufen und die Tiere hier in Sokompa beschlagen zu lassen! Der gute Gendarmerie-Oberleutnant Rubart fährt selbst zu Quiroga, um ihm ein wenig zuzureden.

Während er mit unserem Wagen und Rios dorthin unterwegs ist, erklettere ich mit Deverga einen Berg in der Nähe, von dem aus wir einen herrlichen Blick auf den Sokompa haben — einen Berg, den Reichert und auch Dangl schon bestiegen haben — und auf dem sie einige Anlagen aus der Inka-Zeit entdeckten.

Bei unserer Rückkehr finden wir auch bereits Rubart wieder vor. Er erzählt, daß er von Quiroga zwar keine Eisen bekommen, dafür aber noch einmal mit ihm wegen der Tiere selbst verhandelt hat, die wir nun für die Hälfte des zuerst genannten Preises haben können.

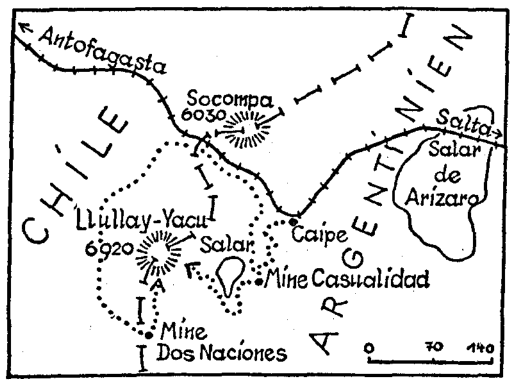
Am nächsten Morgen soll es losgehen. Señor Quiroga selbst will sogar im Lastwagen mitfahren und die Tiere mit einem seiner Söhne querfeldein schicken. Diese würden dann in zwei Tagen seine Mine „Dos Naciones“ im Süden des Llullay-Yacu erreichen.

Unterdes hat Rubart für uns Quartier gemacht, wir schlafen in einer der kleinen Baracken seiner Station, tadellos untergebracht, finden sogar eine Art Pension, in

der wir essen können und sind also auch hier in Sokompa schon wieder „wie zu Hause".

Bevor wir schlafen gehen, bewundern wir abends noch einmal den Blick auf den majestätischen Sokompa-Berg und bedauern aufrichtig, daß wir ihn nicht „im Vorbeigehen" auch gleich noch besteigen können.

Am nächsten Morgen lacht ein strahlend blauer Himmel, unser Meisterfahrer Rios ist bereits mit dem Wagen unterwegs, um Quiroga abzuholen und trifft auch gegen



Die Aufstiegsrouten

9 Uhr mit ihm ein. Wir müssen nun mit dem Wagen wieder bergab, vom Paß herunter und quer durch die bergige Wüste, umkreisen in großem Bogen und südlicher Richtung den Llullay-Yacu, der sich von dieser Seite ausgeprägt als Vulkan zeigt: die erstarrten Lavamassen sind so wild zerklüftet, daß man oft den Eindruck hat, sie müßten jeden Augenblick herabstürzen. Das Bild, das sich uns bei dieser Fahrt bietet, ist so farbenprächtig, daß man außer dem Schwefel noch eine ganze Reihe anderer Mineralien im Gestein vermuten kann — sicher werden sie noch einmal erschlossen werden. Auch Tiere sehen wir gelegentlich.

Lamas und eine merkwürdige Art von Laufvögeln, die wesentlich kleiner als Strauße sind und an Perlhühner erinnern.

Nachmittags gegen 3 Uhr erreichen wir Zorritos, das mir aus guten Fotografien einer anderen Expedition bekannt ist. Das Gesicht, das uns der Llullay-Yacu von hier aus zeigt, stimmt genau mit den Bildern überein.

Ich hatte mir vorgestellt, die Mine „Dos Naciones" läge in diesem Gebiet, aus dem ich diesmal den Aufstieg geplant habe. Aber die dafür vorgesehene Rinne zeigt sich nun bis unten hin voller Schnee, gesäumt von steilen Hängen mit weichem Schutt. Während wir in Zorritos eine kleine Rast machen und die Soldaten abkochen, betrachte ich mir noch einmal die geplante Aufstiegsroute und — muß sie aufgeben. Dort wären die Maultiere mit dem Gepäck, das wir oben unbedingt benötigen, nicht hinaufzubekommen. Wir fahren also weiter nach Süden, wo die Mine „Dos Naciones" wirklich liegt und wo uns die Maultiere erwarten sollen. Es geht wieder unaufhörlich bergauf und bergab und unser Berg, den wir nun bald umkreist haben, zeigt sich uns immer wieder in neuer Gestalt. Auch hier dehnt sich an seinem Fuß eine unendliche Wüste mit Salzseen; in ihrer herben Schönheit bietet sie einen imposanten Eindruck — man darf hier nur nicht zu Fuß unterwegs sein!

Je weiter wir fahren, desto mehr kehrt uns der Vulkan wieder die Seite zu, von der aus wir ihn das erste Mal angegangen sind und die mir für unser diesmaliges Vorhaben gar nicht sympathisch war, weil mir die dortige Aufstiegsrinne viel zu steil erschien, um sie meinen Kameraden und den Soldaten zuzumuten.

Als wir dann aber schließlich einige kleine Hütten erreichen, von denen Quiroga sagt, das sei die Mine „Dos Naciones", da liegt uns genau diese Rinne unmittelbar

gegenüber, und es wird klar, daß uns gar nichts anderes übrigbleibt, als sie zu nehmen.

Wir stehen jetzt etwas süd-südöstlich vom Gipfel. Die Tiere sind noch nicht da, sie können auch erst am nächsten Mittag eintreffen.

Wir werfen deshalb erst einmal den Schnee aus den Hütten heraus, den der Wind hineingeweht hatte und richten uns so gut wie möglich ein.

Die Anlage macht einen verfallenen Eindruck, in den Wänden sind bis zu vierzig Zentimeter große Öffnungen, und wir müssen versuchen, uns gegen die nächtliche Kälte irgendwie zu schützen.

Das Feuermachen in dieser Höhe ist nicht mehr ganz einfach; wenn wir einen Schuß Benzin über das Holz gießen, dann steht gleich der halbe Raum in Flammen, es qualmt fürchterlich, aber jeder ist froh, daß es etwas warm wird.

Dainz kocht Nudelsuppe, und es dauert auch nicht lange, da bietet er sie an; das Zeug schmeckt wie Rattengift, aber was soll man machen. Wir dürfen nicht mehr allzu wählerisch sein. Auch den Kakao, der vor lauter Milchpulver dick wie Pudding und schwer wie Zement ist, würgen wir herunter. Dann kriechen wir in unsere Schlafsäcke. Nebenan hat sich Señor Quiroga, der Maultierbesitzer, hingelegt. Er spuckt und schnarcht die ganze Nacht und gibt so merkwürdige Geräusche von sich, daß wir durch ihn, wie durch einen Urgeist der Berge, immer wieder geweckt werden.

Beim Erwachen morgens aber sind wir dann doch in bester Laune. Der Himmel strahlt in reinstem Blau — was wollen wir mehr!

Natürlich wird wieder gekocht und gebruzzelt und gepackt. Etwa einen Kilometer von unseren Hütten entfernt liegt ein Hügel, vielleicht drei- bis vierhundert Meter höher als „Dos Naciones“. Übungshalber besteigen wir ihn

„schnell einmal“. Immerhin brauchen wir zwei Stunden, bis wir oben sind — wir bekommen einen kleinen Vorgeschmack von dem, was uns erwartet. Die Soldaten sind unten geblieben, nur der Leutnant begleitet uns. In seiner ganzen Massigkeit liegt der Vulkan klar vor uns. Die starken Windwolken geben mir zu denken, aber die haben wir während der ganzen letzten Tage schon beobachtet, ohne daß das Wetter sich verschlechtert hätte.

Mittags sind wir wieder unten und gespannt, wann die Maultiere eintreffen werden.

Erst gegen Abend hören wir endlich das ersehnte Getrappel und einige einheimische Laute von seiten der Begleitung. Einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machen die Tiere nicht, und ich wage kaum, ihnen zuzutrauen, daß sie in größere Höhen gelangen werden. Aber oft trügt ja der Schein, wir versuchen es also.

Das Gepäck wurde bereits so zusammengestellt, daß es den Tieren am nächsten Morgen nur noch aufgeschnallt zu werden braucht.

Und dann folgt die zweite Nacht in „Dos Naciones“, genau so kalt und genau so mondlos wie die vergangene. Aber wir sehen doch, daß auch der Sternenhimmel ein Wandern und Steigen erlauben wird, denn die Konturen des Berges sind klar zu erkennen. Auch größere Felsen heben sich deutlich ab.

Morgens will der Lastwagen nicht anspringen. Selbst unser Rußlandrezept, das Feuermachen unter dem Motor, nützt nichts mehr. Bald ist die Batterie leer, und wir müssen versuchen, den Störrischen durch Anschieben in Gang zu setzen. Damit verlieren wir vier kostbare Stunden, während die Maultiere schon auf den Berg zu unterwegs sind. Diese vier Stunden werden uns nachher in der Mittagshitze, in der sich der fehlende Sauerstoff zwischen fünf- und sechstausend Meter Höhe am unangenehmsten be-

merkbar macht, teuer zu stehen kommen. Aber es hat auch keinen Zweck, jetzt schon zu marschieren, dazu ist es doch noch zu weit bis an den Fuß des Massivs.

Also arbeiten wir fieberhaft weiter und endlich, gegen 10 Uhr tut uns der Motor den Gefallen und springt an. Nachdem er warmgelaufen ist, machen wir uns auf — quer durch die Wüste, ohne jede Spur, auf unser Ziel zu. Je weiter wir uns ihm nähern, desto erheblicher werden die Steigungen und desto häufiger größere Steine und Felsen, die umfahren werden müssen. Immer wieder müssen die Soldaten abspringen, um Steine aus dem Wege zu wälzen und etwas nachzuhelfen; es bedarf schon der ganzen akrobatischen Fahrkunst unseres Rios, um den Wagen noch weiterzubringen.

In einiger Entfernung überholen wir Quirogas Sohn mit den Maultieren, laden aber absichtlich noch nicht auf die Tiere um, um sie so lange als möglich zu schonen und den Lastwagen bis zur letzten Möglichkeit, am besten bis an den Fuß der eigentlichen Anstiegsrinne auszunutzen.

Rios leistet denn auch nahezu Übermenschliches. Er nimmt die Hänge in einem so steilen Winkel, daß wir oft befürchten, der Wagen würde umkippen und uns zum Abspringen nach der oberen Seite fertigmachen. Aber es geht immer noch klar, wir kommen eine ganze Stunde weiter, als ich vermutet hatte und halten tatsächlich erst in unmittelbarer Nähe der Anstiegsrinne, in etwa 5100 Meter Höhe. Das ist eine Fahrleistung, die sich sehen läßt!

Wir laden nun ohne Unterbrechung ab und bepacken die Maultiere; Rios erhält Weisung, am erreichten Punkt zu warten, ein Zurückfahren würde für ihn allein ja doch keinen Sinn haben, und Verpflegung, Kleidung und Dekken, um sich häuslich einzurichten, hat er genügend dabei. Er soll drei bis vier Tage warten und indessen seinen Wagen betriebsklar halten, damit wir nach dem Abstieg

unverzüglich wieder abfahren können. Erfahrungsgemäß werden wir es dann ja wieder sehr eilig haben!

Noch ein letzter Tee wird gekocht. Niemand kann wissen, wann wir dazu wieder Gelegenheit haben werden, und mit diesem heißen Getränk im Magen machen wir uns dann an den Aufstieg.

Die ersten Schneefelder sind gut zu umgehen, da sie unter sich nicht zusammenhängen. Es lohnt sich also nicht, Steigeisen anzuschnallen; wir queren die Schutthalden und steigen so langsam bergan.

Die Maultiere laufen vorerst über Erwarten gut, bis ein altes, schwarzes, klappriges Tier versucht, aus einer Mulde auszubrechen, die ihm offenbar nicht geheuer erscheint — wie es bei Maultieren nun einmal der Fall ist: je mehr die Soldaten sich um das Tier zu schaffen machen, desto störrischer wird es, und es vergehen zwei Stunden, bis wir einsehen, daß weitere Bemühungen keinen Zweck mehr haben und es besser ist, abzuladen und das Gepäck auf die anderen Tiere zu verteilen. Wir vermuten, daß das Tier wieder herunterlaufen und dann von Quirogas Sohne eingefangen wird. Aber wir täuschen uns: Später werden wir es in der Wüste verendet auffinden. Das alte Tier war wohl nur mitgenommen worden, um noch bis zu seinem Tode für seinen Besitzer von Nutzen zu sein. Der Zustand der Maultiere ist keineswegs so, wie ich es vom Horconestal her kenne, wo besonders höhenfeste Arten gezüchtet werden, die man ohne weiteres bis auf sechstausend Meter mitnehmen kann, ohne daß sie ernstlich krank werden.

Der Leutnant mit seinen Soldaten und dem jungen Quiroga steigen nun wieder voraus und reden den restlichen drei Packtieren gut zu.

Auch Deverga hat sich zu dieser Gruppe gesellt, da er von der Mine her den Umgang mit den Tieren gewohnt ist.

Neubert, Dainz und ich folgen mit einigem Abstand. Ich gehe nur langsam und überlege mir noch, ob wir die kommende Nacht durchlaufen sollen oder nicht. Wir müssen gegen sieben Uhr abends etwa sechstausend Meter erreicht haben, könnten dann einige Stunden im Zelt zubringen und noch in der Nacht wieder aufbrechen.

Das Wetter verspricht, so wie es im Augenblick aussieht, gut zu bleiben, und solche Tage soll man in den Bergen nützen, wenn man nicht gerade vollkommen übermüdet ist. Darum ist mir das Tempo, das unsere Spitzengruppe anschlägt, gar nicht recht, und ich gebe auch Neubert und Dainz den Rat, sich Zeit zu lassen, denn ich lege größten Wert darauf, daß sie bis auf den Gipfel durchhalten und mache sie auch auf meine Absicht aufmerksam, noch in der gleichen Nacht weiterzugehen.

Wir steigen also bewußt langsam, ohne Rücksicht darauf, daß die Packtiere schon hundert oder mehr Meter höher sind als wir und so vielleicht eine oder zwei Stunden früher am Lagerplatz sein werden.

Wichtiger ist uns, frisch oben anzukommen, noch ein Zelt aufbauen und eine Art Basis-Lager einzurichten, um dann noch in der Nacht wieder aufzubrechen.

Schritt für Schritt steigen wir weiter. Bald sind größere Felsbrocken zu überklettern, bald Geröllhalden zu durchsteigen, die uns einigermaßen zu schaffen machen. Bei jedem Schritt rutscht man ein Stück zurück und das ermüdet natürlich sehr. Ich freue mich daher schon fast auf die Schneefelder, auf denen es wenigstens ein sicheres Gehen ist. Einstweilen fällt uns allen dreien das Steigen ziemlich schwer, und wir gewinnen in der Stunde an Höhe kaum mehr als hundert Meter. Auch das Licht läßt langsam nach, aber wir können unsere Richtung nicht verfehlen, denn ich sehe über uns deutlich den großen Stein, der mir schon bei der ersten Besteigung besonders auf-

gefallen war und in dessen Nähe wir, wie ich Deverga schon gesagt hatte, das Lager aufschlagen wollen. Dort werden wir genügend Windschutz haben und dort liegt auch die untere Schneegrenze.

Inzwischen kann ich auch die Tiere in der Nähe dieses Steins erkennen. Deverga scheint bereits einen Platz dort ausgewählt zu haben. Neubert, Dainz und ich kämpfen uns weiter durch die Schutthalden hindurch. Beim letzten Licht müssen wir noch unmittelbar vor dem Lagerplatz einige kleinere Schneefelder überqueren, die sehr glatt sind, und, da ich bis hierher noch Gummisohlen trage, einige Vorsicht erfordern. - Rechtschaffen müde erreichen wir den Zeltplatz, aber eigentlich doch noch frisch genug, um nach einem heißen Tee, etwas Essen und einigen Stunden Ruhe nachts weitermarschieren zu können.

Dainz und Neubert klagen über Kopfschmerzen, aber nicht mehr, als das in dieser Höhe normal ist, keineswegs beängstigend. Mit Dainz war ich vor einigen Jahren an der Plaza de Mulas in viertausend Metern Höhe, und ich weiß noch gut, unter welchen Schmerzen er dort gelitten hat. Seine Leistungsfähigkeit ist jetzt unvergleichlich viel größer als damals und so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich die Kopfschmerzen am nächsten oder übernächsten Tage legen werden.

Deverga hatte bereits ein Zelt aufgeschlagen, es ist für uns vier ein wenig eng und erfordert genaue Einteilung, wer, wann, wie und wo welche Position einzunehmen hat, wer das Kochen übernimmt und dergleichen mehr.

Bald ist alles geregelt, im Zelt summt der Kocher, Tee wird heiß, und Tee ist hier in der Atacama-Wüste, in der die durchschnittliche Luftfeuchtigkeit eben nur fünfzehn Prozent beträgt, eine wahre Gottesgabe.

Bald liegen wir ausgestreckt in unseren Schlafsäcken und können von diesem köstlichen Naß trinken. Als wir das

weitere Programm besprechen, finde ich freilich mit meinem Plan, noch in der Nacht weiterzugehen, keine Gegenliebe mehr, weder bei dem Leutnant und seinen Soldaten, noch bei meinen eigenen Kameraden und so schließe ich mich ihrer Meinung an. Dies um so leichter, als ich mich noch an das letzte Mal erinnere, als die anderen gleich weitergehen wollten und ich nicht — und es sich schließlich als ein Glück erwiesen hatte, daß wir nicht sofort weitergestiegen waren.

Wenn also die anderen das Gefühl haben, daß es ihnen diesmal ebenso ginge, ist es natürlich besser, zu warten. Ich hoffe nur, daß wir auch mit dem Wetter dasselbe Glück haben werden wie damals, und es keinen Umsturz gibt. Auf einen Tag soll es uns gewiß nicht ankommen. Denn es geht ja diesmal darum, daß wir oben noch einiges leisten können.

Die Maultiere sind inzwischen — leider — bereits wieder umgekehrt. Ich hatte im stillen gehofft, wir würden sie bis zum Gipfel mitbekommen können, um Zelte und Gerät bis hinauf zu schaffen; denn ich möchte gerne eine Nacht oben bei den vermeintlichen „Gräbern" bleiben, um mehr Zeit für ihre Untersuchung zu haben.

Da die Tiere aber nicht mehr weiterkönnen, ist eine Übernachtung am Gipfel so gut wie unmöglich geworden. Alles selbst hinaufzutragen — das ist ganz undenkbar.

Wir werden also sehr früh aufbrechen müssen, um oben wenigstens noch einen halben Tag Zeit zum Arbeiten zu haben.

Am nächsten Morgen ist der Himmel wieder blau, aber es ist so kalt, daß niemand zeitig aus dem Zelt kriechen will. Wir haben ja auch keine Eile mehr und für diesen Tag keine großen Pläne.

Jeder überprüft noch einmal sein Gerät, vor allem Steigeisen und Eispickel, von denen alles weitere abhängen wird.

Wir unternehmen auch kleinere Versuchstouren in die unmittelbar über uns beginnenden Schnee- und Eisfelder hinein, zwischendurch kochen wir fleißig, jeder versucht natürlich soviel wie möglich zu essen, um bei Kräften zu bleiben. Mit dem Schlafen war es während der Nacht nicht weit her gewesen, Dainz hatte erhebliche Atembeschwerden gehabt und Neubert hatte sich wiederholt über die Geräusche beklagt, die der nach Luft ringende Dainz verursachte. Dabei wußte weder Dainz etwas von seinen Atemgeräuschen, noch wußte Neubert am nächsten Morgen, daß er nachts so darüber geschimpft hatte. In diesen Höhen herrscht ja immer ein leicht reizbarer Zustand, und man kann sich hinterher selten daran erinnern, was eigentlich vor sich gegangen ist und wie einem zumute war.

Ich kenne diese Situation schon gut von meiner ersten Aconcagua-Kletterei her und weiß, daß an der Behauptung, in größeren Höhen würden alle Leute etwas verrückt, sehr viel Wahres ist.

Aber die Nacht hat doch für uns alle genügt, um uns schon ein wenig zu akklimatisieren. Neubert geht es schon wesentlich besser, Dainz klagt allerdings noch immer über heftige Kopfschmerzen und leidet unter starkem Nasenbluten, so daß ich seinetwegen doch Sorgen habe, ob er nicht abends um 11 Uhr, dem Zeitpunkt unseres Aufbruchs, besser zurückbleiben sollte. Er sieht reichlich blaß und mitgenommen aus, vielleicht auch weil er selbst das Gefühl hat, kaum weiter mitkommen zu können.

Inzwischen sind unsere Vorbereitungen beendet, auch hat sich endgültig entschieden, daß wir keinesfalls eine Nacht am Gipfel werden bleiben können. Denn die drei Soldaten unseres Leutnants haben während der vergangenen Nacht sehr unter der Kälte gelitten und sind infolgedessen nicht mehr widerstandsfähig genug, um der Bergkrankheit standhalten zu können. Nur der Leutnant ist

verhältnismäßig frisch geblieben, muß mir aber mitteilen, daß es nicht möglich sei, die Soldaten weiter mitzunehmen. Damit ist der Plan, Ausrüstung mit hinaufzunehmen, endgültig hinfällig geworden. Wir fünf Übriggebliebenen sind nicht in der Lage, Zelte, Decken, Schlafsäcke, Lebensmittel, Brecheisen, Hacken und Pickel mitzuschleppen.

Gegen Abend kriechen wir noch einmal ins Zelt. Leider kommt nun starker Wind auf. Unsere Hoffnung, daß er sich, wie an den Tagen bisher, später wieder legen würde, bestätigt sich nicht, im Gegenteil, er wird immer stärker. Um zehn Uhr hat er sich zum Sturm ausgewachsen, um elf fegt er stoßweise mit nur kleinen Ruhepausen, und wir haben den Eindruck, daß er jeden Augenblick unser Zelt wegreißen könne, dessen Befestigung zwischen den Steinen sowieso sehr schwierig gewesen war.

An einen Aufbruch ist gar nicht zu denken. Das hat wieder gewisse Nervosität zur Folge. Die Kameraden reden mir zu, trotz alledem loszugehen. Nachdem wir schon die letzte Nacht und den ganzen Tag gerastet haben, wollen sie nun nicht mehr länger warten, sie wollen raus. Nur mit Mühe kann ich sie beruhigen und ihnen klarmachen, daß es wirklich gar keinen Zweck hat. Nach drei- oder vierstündigen Versuchen, dem Sturm zu trotzen, werden wir am Ende unserer Kraft sein, und ein Unternehmen, das einmal gescheitert ist, läßt sich erfahrungsgemäß in den Bergen nur sehr schwer wieder beginnen. Ich will einen solchen Rückschlag unter allen Umständen vermeiden und nur dann losgehen, wenn wir wirklich Aussicht auf ein Gelingen haben. Ich weiß auch zu gut, was 15—20 Grad unter Null, verbunden mit Sturm, bedeuten, und daß sie den härtesten Bergsteiger weichmachen können. Auch haben wir eine Bewährungsprobe von 15 oder 20 oder noch mehr Stunden Dauer vor uns, die wir unmöglich

gleich mit einer übermäßigen Anstrengung oder einem vergeblichen Kampf gegen den Sturm beginnen dürfen.

Schließlich gelingt es mir, die anderen davon zu überzeugen, daß es kein Zaudern ist, sondern klare Überlegung, wenn ich mich für weiteres Warten entscheide.

Einige Stunden später, gegen 2 Uhr, ist es dann schließlich so weit. Der Sturm hat nachgelassen, auch die harten Stöße hören auf. Das Aufblitzen der Taschenlampe im Nachbarzelt beweist uns, daß auch der Leutnant die Veränderung bemerkt hat; nun gibt es keine Zeit mehr zu verlieren, innerhalb von zwanzig Minuten sind wir marschbereit.

Deverga und ich gehen voran, die anderen folgen. Wir beginnen gleich mit dem Steigen, da wir ja unmittelbar am Schneerande gelegen hatten. Gerade hat der Leutnant Deverga und mich eingeholt, da müssen Neubert und Dainz noch einmal ins Zelt zurückkehren, weil ihre Steigeisen nicht richtig sitzen. Es vergehen fünfzehn bis zwanzig Minuten, bis sie die Sache geregelt haben und während dieser Zeit verwandeln wir anderen uns langsam zu Eisklumpen. Das ist doppelt unangenehm, weil in dieser Höhe nicht mehr warm wird, wer erst einmal ins Frieren gekommen ist. Das Marschtempo wird in dieser Höhe so langsam, daß man sich dabei nicht mehr erwärmen kann. Unten im Zelt hätten wir diese Pause leichter überdauert, aber wieder umzukehren und die Höhe aufzugeben, hat auch keinen Zweck. Also stehen wir, treten von einem Fuß auf den anderen; voraussteigen können wir auch nicht, denn dann wären die beiden anderen in die Nacht hineingelaufen, ohne zu wissen, wo wir sind. Die beiden haben wohl unterdes keine Lampe oder Feuerzeug gefunden und arbeiten im Dunkeln an ihren Steigeisen herum. Unser Schimpfen und Fluchen hilft freilich nichts. Es scheint uns eine Ewigkeit, bis die beiden endlich kommen und wir weitersteigen können.

Das Fehlen des Mondlichtes macht sich nun doch bemerkbar, da man die kleineren Unebenheiten im Schnee nicht erkennt und des öfteren mit den Steigeisen anstößt. Aber die Orientierung im großen ist ohne weiteres möglich. Man muß eben nur die Füße höher heben und etwas mehr „mit Gefühl“ auftreten. Es ist letzten Endes Sache der Gewohnheit und braucht seine Zeit, bis der richtige Dreh gefunden ist. Neubert und Dainz schnallen von Zeit zu Zeit immer noch an ihren Eisen herum; der Leutnant scheint besonders schlechte dabei zu haben, denn er sagt mir, er wolle jetzt aus der Rinne seitlich heraussteigen und versuchen, seitlich des Schneefeldes im Schutt weiterzukommen. Er meldet sich also ab und entschwindet unseren Blicken. Ich nehme an, daß er den Kampf mit dem Schotter bald aufgeben und wieder zu den Zelten zurückkehren wird, wo seine Soldaten befehlsgemäß morgens ihr Zelt abbauen und damit wieder absteigen sollen, um am Lastwagen auf uns zu warten. Allerdings, zwei von ihnen sollen dann am Tage nochmals heraufkommen, um uns im Lager mit heißem Tee zu erwarten und beim Abtransport des Zeltes zu helfen.

Wir steigen also weiter. Deverga klagt bald über Schmerzen in den Füßen. Das letzte Mal war es Dr. Morghen, der sich hier die Zehen erfror. Mir selbst frieren vor allem die Finger. Ich versuche beide Hände in einen Fausthandschuh zu stecken und sie so zu erwärmen. An den Füßen habe ich weite Wollstrümpfe, die sich bewähren. Der beste Schutz gegen Erfrierungen ist ja, daß der Fuß nirgends vom Schuh gedrückt wird. Ich kann mir freilich schlimmstenfalls nur einen Fuß erfrieren, aber auch das wäre unangenehm. Auch bereue ich, daß ich meine Kletterjacke nicht angezogen habe, die mir den Wind wohl besser vom Leibe halten würde. Ich habe mich natürlich vor allzu dicker Kleidung gescheut, um nicht von ihr beengt zu

werden; das Hauptproblem, um nicht zu sagen ein Kunststück ist ja hier oben das Atmen.

In sechstausendvierhundert Meter Höhe setzt sich Deverga das erste Mal hin, um seine Füße zu massieren, und ich rede ihm zu, umzukehren, wenn es nicht besser wird. Er kennt den Weg ja gut genug, um ihn auch allein zu finden. Dainz hat mit dem Klettern ziemliche Schwierigkeiten. Da die Rinne, in der wir den Gipfel angehen, etwa vierzig Grad Neigung hat, nimmt er streckenweise die Hände zu Hilfe und läuft auf allen Vieren. Ich rechne kaum noch damit, daß er so bis hinauf gelangen kann, sondern erwarte, daß er nach weiteren dreihundert Metern aufgeben muß.

Ganz in meiner Nähe steigt Neubert, und zwar ganz ausgezeichnet; ich wundere mich im stillen, wie er das ohne ernsthaftes Training, gewissermaßen unmittelbar von seinem Schreibtisch in Buenos Aires kommend, so schaffen kann. Wahrscheinlich kommen ihm seine Erfahrungen aus den Feuerland-Bergen und aus der patagonischen Kordillere zugute. Ich frage ihn von Zeit zu Zeit, wie es ihm ginge und was seine Kopfschmerzen machen. Die haben aber nachgelassen und er fühlt sich noch verhältnismäßig frisch. So habe ich die Zuversicht, daß er bis oben hin durchhalten und sogar beim Arbeiten helfen kann.

Auch Deverga ist mit einigen Unterbrechungen, die er zum Massieren seiner Füße einlegt, weitergestiegen, so daß ich auch mit ihm glaube rechnen zu können.

Was mit Dainz wird, müssen wir sehen. Ich bewundere immer wieder die Zähigkeit, mit der er hinter uns herklettert und schließlich auch den Anschluß hält.

Langsam beginnt es heller zu werden, und wir sehnen uns nach den ersten wärmenden Sonnenstrahlen, obgleich wir wissen, daß es dann mit der Höhenkrankheit schlechter werden wird, und daß die Sonne, sobald sie höher steigt, uns größte Schwierigkeiten machen wird. Sowohl die At-



Am Zelt



mung wird dann unter der sich immer mehr verdünnenden Luft leiden, als auch die Augen unter der enormen Rückstrahlung durch den Schnee.

Inzwischen sind wir an einer größeren Steingruppe, die wir als bereits recht hoch gelegen kennen, vorbeigekommen und steigen nun auf eine Mauer zu, die in etwa sechstausendsechshundert Metern Höhe das Ende unserer Anstiegsrinne markiert und von der aus halblinks vor uns der Hauptgipfel zu sehen sein muß. Von dort aus werden wir nur noch zwei- bis zweieinhalb Stunden brauchen.

Von dem Leutnant, der sich ja für einen ungleich schwierigeren Weg entschieden hat, ist die ganze Zeit über nichts mehr zu sehen gewesen. Ich vermute ihn längst wieder auf dem Abstieg und bin später sehr überrascht, ihn kurz unterhalb des Gipfels wiederzutreffen. Wahrscheinlich hat er sich bei seinen militärischen Übungen an das Passieren großer Schutthalden gewöhnt und darin wohl auch eine bestimmte Technik entwickelt, die es ihm erlaubt, uns sogar noch vorauszukommen. Außerdem habe ich ihn im Verdacht, daß er den Gipfel vor uns „Ausländern" erreichen wollte!

An der Steinmauer angekommen, geht es nun Deverga wieder schlechter. Er massiert erneut seine Füße und fühlt sich auch sonst ziemlich schwach. Ich biete ihm meinen Tabletten-Vorrat an. Neubert geht es noch gut, und ich gebe die Tablettenpackung deshalb Deverga, weil er sie von uns am dringendsten zu brauchen scheint. Ich selbst hätte auch ganz gerne schon davon Gebrauch gemacht, weiß aber, daß es gefährlich ist, hier oben Herzmittel zu nehmen und vor dem Abstieg die letzten Kräfte zu mobilisieren. Man kann dann vielleicht den Gipfel erreichen, für den Abstieg aber hat man dann keine Reserven mehr. Deverga entschließt sich trotzdem, eine Herztablette zu nehmen, er will nicht auf den Gipfel, sondern mit Dainz gleich

direkt zu den „Gräbern" gehen und mit der Untersuchung schon beginnen. Sie müssen dazu einige große Schutthalden überqueren und in Serpentinen nach oben steigen, wobei sie das Gipfelmassiv seitlich liegen lassen können. Wir verabreden, uns dort wieder zu treffen. Der Hauptgipfel liegt im Sonnenlicht deutlich vor uns und sieht verlockend nahe aus. Aber der Schneehang, der sich zu ihm hinaufzieht, mag 40—45 Grad Neigung haben und es läßt sich bei dem jetzt grell einfallenden Sonnenlicht nur ahnen, welche Schwierigkeiten seine Überwindung noch bereiten wird.

Während also Deverga und Dainz nun weit nach rechts ausbiegen, um an einigen kleineren Vorgipfeln vorbei direkt auf das „Geheimnis" zuzugehen, entschließen Neubert und ich uns, den schweren Hang direkt in Richtung auf die Gipfelfelsen zu queren. Sie wirken schon von unten als der eigentliche charakteristische Gipfel — es ist nicht die Felsengruppe, die wir bei unserer ersten Besteigung als den Gipfel angesehen hatten, sondern noch siebzig bis achtzig Meter weiter.

Je höher die Sonne steigt, desto schwerer fällt uns das Steigen im Schnee. Zuerst konnten wir noch zwanzig Schritte hintereinander gehen, ohne stehen zu bleiben, dann noch fünfzehn, dann noch zehn, manchmal bringen wir es nur noch auf fünf Schritte. Aber da wir so nicht vom Fleck kommen, zwingen wir uns wieder zum Zehn-Schritte-Tempo. Da müssen wir bis an die Felsen durchhalten! Diese haben eine Höhe von etwa zwanzig Metern in übereinandergeschleuderten Brocken; sie werden wir überklettern können.

Während wir uns so über diesen letzten Schneehang emporquälen, fragt mich auch Neubert nach Tabletten: ob er jetzt nicht vielleicht doch etwas nehmen soll. Ich muß ihm leider sagen, daß Deverga den Vorrat mitgenommen hat. Da meint Neubert, dann würde er eben oben welche

nehmen, ich nähme ja auch keine. Ich frage ihn, ob er es bis oben aushält oder lieber umkehren will. „Nein, auf keinen Fall“ ist seine Antwort. Die Sonne hier macht ihm natürlich schwer zu schaffen. In dieser Hinsicht geht es ihm nicht anders als mir. Aber es gibt ja in dieser Lage für uns beide nur eines: versuchen, durchzuhalten.

So gelangen wir dann mittags hart kämpfend an den Fuß der Felsen. Zum Schluß sinken wir immer tiefer in den Schnee ein, der bereits weich zu werden beginnt. Als wir dann in die Felsen hineinsteigen, und sie vielleicht bis zur halben Höhe durchklettert haben — ohne nennenswerte Schwierigkeiten, ich brauche nicht einmal die Steigeisen abzuschnallen —, da ist mir im Augenblick nicht klar, ob wir die andere Felsengruppe, in der wir bei unserer ersten Besteigung die Flaggen verborgen hatten, zur Rechten oder zur Linken haben. Ich denke daran, daß Deverga und Dainz ihr Ziel erreicht haben und jodle ... und siehe da, sofort kommt nun ein Jodler zurück, sehr nahe. Ich steige etwas höher, blicke durch einen Felsspalt schräg nach halbrechts unter mir und sehe vor mir Dainz stehen.

Er steht mit der Hacke da, ist schon fleißig am Arbeiten und da sehe ich auch unsere „Gräber“ und weiß, genau links oberhalb davon muß die Felsgruppe mit unseren Fahnen von damals sein.

Da also muß ich hin, steige noch ein bis zwei Meter höher und sehe, daß von dort ein Durchstieg zum Hauptgipfel möglich ist. Allerdings kann ich nicht die ganze Strecke überblicken, ob vielleicht noch eine Spalte dazwischen liegt; ich rufe daher Dainz an und frage ihn, ob er das Stück einsehen kann und ob es zu überklettern sei. Er antwortet: „Ja, ohne weiteres.“ Nur noch wenige Meter, dann sei ich auf dem Gipfel, vielleicht in sechzig bis siebzig Meter Entfernung bei einem Höhenunterschied von zehn bis zwanzig Metern. Ich sage daher zu Neubert,

wir wollten gleich hier herübersteigen und wären in Kürze auf dem Hauptgipfel. Mir liegt daran, die Flaggen, die ich auch diesmal in der Brusttasche meines Anoraks trage, loszuwerden und am Gipfel unterzubringen. Es sind wieder die Farben des Gastlandes Argentinien und die unseres alten deutschen Reiches, schwarz-weiß-rot.

Vom Gipfel will ich dann zu Dainz heruntersteigen, um ihm bei der Untersuchung zu helfen, die ja unsere Hauptaufgabe ist. Ich klettere also los, immer noch die Steigeisen an den Füßen, da die Felsen kaum Schwierigkeiten bieten; als ich etwa fünfzehn Meter weit gekommen bin, sagt Neubert hinter mir: „Nein, ich werde hier nicht gehen, ich werde unten herum an den Felsen entlang gehen und werde noch fotografieren." — Das leuchtet mir ein, denn Neubert ist ja unser Expeditionsfotograf. Ich sage mir: er wird jetzt also gerade hinüber zu Dainz gehen und wird dann eben später noch auf den Gipfel kommen.

Inzwischen gehe ich über die Steine weiter hinauf, lege oben meine Fahnen nieder und sehe, was die anderen dort hinterlassen haben. Da liegt ein Brief von Deverga, wir sollten noch recht gute Aufnahmen machen, er selbst habe schleunigst wieder absteigen müssen, da ihm schlecht geworden sei. Damit meldet er sich also ab; wir werden uns unten am Zelt wieder sehen. Natürlich bedaure ich, daß wir nun eine Kraft weniger zum Arbeiten haben, aber wenn ihm übel geworden ist, muß er natürlich hinunter, ganz abgesehen von der Frostgefahr für seine Füße.

Und dann sehe ich, daß auch unser Leutnant schon hier gewesen ist und meine schwarz-weiß-rote Fahne von der vorigen Besteigung als „Souvenir" mitgenommen hat. Aber das schadet nichts, denn ich habe ja wieder eine neue mitgebracht, dazu eine, die mir kürzlich bei meinem Deutschlandaufenthalt geschenkt worden ist. Der Leutnant hat auch einen sehr schönen Wimpel hingelegt. Ich

sehe mir das alles in Ruhe an, halte mich vielleicht eine Viertelstunde auf dem Gipfel auf und klettere dann zu Dainz herunter — nun will auch ich endlich wissen, welches Geheimnis die „Gräber“ bergen!

Die Steinmauern, in denen Dainz arbeitet, und wo ich ihn nun ablöse, sind etwa 1,80 Meter hoch. Deutlich sind Eingänge zu erkennen. Schon nach den ersten Schlägen mit der Hacke hat Dainz festgestellt, daß die Baumstämme, die im Inneren dieser Wände liegen, von ehemaligen Dächern stammen, die eingesunken sind.

Nachdem wir eines der Mauerwerke völlig freigelegt haben, können wir das Dach sogar wieder in seine ursprüngliche Lage heben. Bei dem benachbarten Steinoval ist es genau so. Es ist Balsa-Holz, und wir erkennen nun bald, daß es sich also nicht um Gräber handelt, wie wir ursprünglich angenommen hatten, sondern um zwei unmittelbar nebeneinander liegende Hütten.

Vor diesen Hütten finden wir eingerammte Pfähle, also einen Kral, in dem wahrscheinlich Tiere, Llamas, Guanacos oder Vicunas gehalten worden waren. Deverga hatte außerdem bereits ein Eßgerät gefunden, Dainz Tonscherben und sogar einige Stoffreste.

Vor allem aber finden wir — und dieser Fund gibt uns den Schlüssel des Geheimnisses — in zweihundert Metern Entfernung von den Hütten aufgestapeltes Holz wie zu einem Scheiterhaufen.

Von dieser Stelle sieht man völlig frei auf den Sokompa, auf dem Dangl bereits eine ähnliche Anlage gefunden hatte.

Damit ist der Vorgang klar. Es handelt sich offenbar um eine Signalanlage und sie kann nur aus den letzten Jahrzehnten des Inka-Reiches stammen: Unter der Herrschaft des drittletzten Inkafürsten, des Topa Juca in den Jahren zwischen 1471 und 1493 war das Gebiet der südlichen Anden bis in die Gegend des heutigen Santiago und öst-

lich bis in die Nähe von Cordoba in das Inkareich eingegliedert gewesen.

Erst durch die Ergebnisse neuerer Forschungen wissen wir einiges über diesen ebenso seltsamen wie großartigen Staat, der das einzige wirkliche Imperium der indianischen Welt gewesen ist. Bedeutende Baudenkmäler der Inka wurden im Urwald entdeckt und auch der Schleier über das erstaunliche staatliche Leben der Inka hat sich gelüftet. Ein Netz von tausenden Kilometern z. T. gepflasterter Straßen, auf denen die Truppen rasch bewegt werden konnten, hielt das Reich zusammen. An diesen Straßen gab es Postenhäuser und ein Stafettensystem, durch das Nachrichten über eine Entfernung von zweitausend Kilometern innerhalb von fünf Tagen befördert werden konnten.

Da diese Art der Verbindung hier in der Hochgebirgswelt nicht möglich war, liegt die Vermutung nahe, daß die Bauten hier oben am Llullay Yacu mit ihrer Fern-Sicht-Verbindung zum Sokompa einer — wahrscheinlich nur für den besonderen Gefahrfall gedachten — Signaleinrichtung gedient haben.

Wenn man bedenkt, daß das Holz, das wir hier vorfinden, in einem Umkreis von zwei- bis dreihundert Kilometern nirgends wächst, daß es also von weither herangeschafft werden mußte und daß offenbar mehrere Menschen hier oben gewissermaßen als „Leuchtturmwächter" jeweils längere Zeit gehaust haben, dann läßt sich die Kühnheit und die Willenskraft ermessen, die das Gesetz dieses Staates war — bis ein Bruderstreit der beiden letzten Inkafürsten es dem Spanier Pizzaro ermöglichte, im Jahre 1533 fast ohne Schwertstreich Herr des gewaltigen Reiches zu werden — und es so gründlich zu zerstören, daß wir es heute nur mühsam wieder entdecken können.

Da die tödliche Bedrohung im Innern des Landes entstand, blieb das Signalfeuer „Gefahr im Verzug" vor über

vierhundert Jahren unabgebrannt — es war, wie es so oft der Fall ist: die Katastrophe nahte anderswo, als man sie erwartete . . .

Irgendwann einmal um 1533 werden die letzten Wächter hier oben — vielleicht durch einen Lebensmittelträger — die düstere Nachricht von der neuen Herrschaft der fremden Eindringlinge vernommen haben; sie werden — nachdem sie den Holzstoß für das Feuer noch einmal vorschriftsmäßig geordnet haben — abgestiegen sein, um zu hören, welche neue Weisung es unten für sie gäbe: nie kamen sie zurück. Ihr zerfallenes, vom Feind besetztes Reich brauchte keine Signalfeuer mehr . . .

Der Llullay-Yacu fordert sein Opfer

Als ich vom Gipfel zu Dainz heruntersteige, um mit ihm die Steinhäuser zu untersuchen, fällt mir schon auf, daß Neubert nicht bei ihm ist.

Ich frage Dainz, aber er versteht die Frage nicht: Neubert sei doch bei mir gewesen.

„Nein", antworte ich, „er hat sich von mir getrennt und wollte dann hierher kommen zum Fotografieren."

Durch meine Gipfelbesteigung ist das alles nun schon eine ganze Weile her und wir machen uns unverzüglich auf die Suche.

Auch der Leutnant, der bis dahin erschöpft zwischen den Steinhütten gelegen hat, beteiligt sich daran.

Wir rufen und suchen das ganze Gebiet um den Gipfel immer wieder ab. Einer bleibt jeweils abwechselnd an der Arbeit im Gemäuer, um die Untersuchung fortzusetzen. So vergeht Stunde um Stunde, ohne daß wir eine Spur von Neubert finden.

Ich rede mir zur Beruhigung ein, daß Neubert vielleicht höhenkrank geworden und in der Verwirrung, die es hier ja geben kann, abgestiegen ist, ohne sich abzumelden.

Schließlich muß ich eine zeitliche Grenze setzen, zu der die Arbeit und auch die Suche nach Neubert abgebrochen werden muß. Wir dürfen uns nicht von der Dunkelheit überraschen lassen, denn wenn wir hier ohne Decken und Schlafsäcke bleiben wollen, würden wir die Nacht keinesfalls lebend überstehen. Darum müssen wir unbedingt unser Lager erreichen und können erst dann wieder weiter

planen. Der Abstieg wird nicht leicht sein, wenn wir auch den Schnee vermeiden und über die Schutthalden gehen.

Ich setze also zunächst 4 Uhr für den Aufbruch fest. Mein inneres Gefühl revoltiert gegen die harmlose Erklärung, die ich mir bisher für Neuberts Verschwinden gab. Um 4 Uhr brechen wir also die Arbeit an den Inka-Häusern endgültig ab und suchen nun zu dritt nach Neubert.

Ich will unbedingt Gewißheit haben ...

Nach zehn Minuten ruft mich der Leutnant: er hat in der Ferne einen verdächtigen Punkt entdeckt. Ich quere mit ihm ein Schneefeld und nun — senkrecht unter dem Gipfelfelsen — in etwa achtzig Meter Entfernung — die furchtbare Gewißheit: an einen Felsen geschleudert der blutige, tote Körper unseres Erwin Neubert ... Pickel und Stock liegen oben, die hat er also gleich beim Beginn seines Sturzes verloren, sodaß er sich damit nicht retten konnte. Der Anprall an den Felsen, an dem wir ihn finden, und der aus dem steilen Schneehang herausragt, hat zweifellos seinen sofortigen Tod herbeigeführt.

Es gibt tausend mögliche Gründe für die Katastrophe, die sich so unbemerkt vollzogen hat: Vielleicht hat Neubert infolge seiner Augenverletzung aus dem Krieg das Gleichgewicht verloren, vielleicht hat sein Herz in einem entscheidenden Moment versagt, vielleicht haben sich die Steigeisen verfangen — es ist uns alles um so unerklärlicher, als das nach unserer Trennung von Neubert noch zu bewältigende Wegstück keinerlei technische Schwierigkeiten bot. Anscheinend ist Neubert noch auf eine benachbarte Felsgruppe gestiegen, um zu fotografieren und dabei abgestürzt.

Was immer es an denkbaren Ursachen geben mag, wir stehen unter dem erschütternden Eindruck: der Llullay-Yacu hat sein Opfer gefordert!

Was war das alles, was wir hier oben erstrebt, geleistet, geklärt hatten, was war alle Inka-Historie gegen diesen Verlust eines jungen tapferen Lebens!

Eine weitere furchtbare Erkenntnis durchzuckt mich: Wir können jetzt gar nicht daran denken, den toten Kameraden zu bergen! Dazu wären Zeltbahnen, behelfsmäßige Tragen und auch Seile notwendig. Der Hang, an dem Neuberts Körper liegt, ist viel zu schwierig, um ihn ohne Hilfsmittel herunterzutragen.

Das alles geht mir durch den Kopf.

Wenn wir drei nicht auch oben bleiben wollen, müssen wir den Toten zunächst ruhen lassen.

Das einzig Tröstliche dabei ist: seinem Körper wird hier nichts geschehen, das weiß ich vom Aconcagua her, wo Menschen nach vielen Jahren, sogar nach Jahrzehnten, infolge der großen Kälte völlig erhalten geblieben waren.

Also lassen wir Neubert, so schrecklich es uns auch ist, mit allen Dingen, die er bei sich trägt, hier oben — ich weiß nun, daß ich noch ein drittes Mal auf diesen Schicksalsberg steigen werde ...

*

Der Abstieg fällt uns bitter schwer, die Gedanken kreisen unaufhörlich um den toten Kameraden. Wir fühlen, wie winzig wir Menschen im Weltall sind, wie wir hin- und hergeworfen werden, wie klein letzten Endes alles ist, wonach wir streben und was uns treibt, gegenüber der gewaltigen und majestätischen Ruhe des Erdkreises, wie sie uns hier in der einsamen Höhe begegnet.

Schweigend und in Gedanken versunken kehren wir mühsam vom Berg zurück. Der Leutnant ist etwas vorausgegangen, Dainz und ich folgen ohne Bewußtsein der Zeit.

Wir haben einen Kameraden verloren und haben es nicht mehr eilig. Wir wissen nur, es ist eine Lücke entstanden,

die wir nicht mehr schließen können, und die uns unaufhörlich schmerzen wird.

Es ist bereits Nacht, als wir im Zelt ankommen; fast wären auch Dainz und ich noch abgestürzt — das Schneefeld, das wir vor dem Lager noch queren mußten, war zu reinem Eis geworden, und das traurige Erlebnis hat unsere Widerstandskraft gelähmt.

Die Soldaten, die uns erwarten sollten, sind nicht wiedergekommen — der Leutnant drängt nach unten, es wundert uns nicht, und so lassen wir ihn ziehen. Er verspricht, am nächsten Morgen zwei seiner Männer heraufzuschikken, um uns beim Abtransport des Gepäcks zu helfen — an sofortigen, nochmaligen Aufstieg ist nicht zu denken!

Es wird ein schweigsamer Abstieg am nächsten Morgen.

Wie oft mußte ich als Staffelkapitän und Gruppenkommandeur jene bitteren Briefe schreiben, die den Angehörigen meldeten, daß ein junges Leben vor dem Feind seine Erfüllung gefunden hat.

Nun muß ich nochmals alten Eltern die traurige Nachricht übermitteln, daß sie ihren Sohn verloren haben. Es liegt eine echte Tragik in diesem Tod: nach sieben Verwundungen kam Erwin Neubert aus dem Krieg gesund und tatkräftig nach Haus, nun mußte er hier in fremdem Land sein Leben lassen.

Der Soldat sieht dem Tod ins Auge, er kämpft für sein Volk und stirbt dafür, wenn es sein muß.

Zu solchem Opfer waren wir nicht bereit, als wir diesen Gipfel angingen.

Der Llullay-Yacu hat uns einen zu hohen Preis abgefordert . . .

Der letzte Aufstieg

Wir können und wollen Erwin Neubert, unseren toten Kameraden, nicht lange dort oben am Gipfel des Llullay-Yacu liegen lassen — es ist unsere Ehrenpflicht, ihn so bald wie möglich zu bestatten, und sei es in der Nähe des Gipfels, der seinen Tod gefordert hat.

Wieder finde ich Verständnis und Unterstützung des damaligen argentinischen Staatspräsidenten. Ihn interessieren nicht nur unsere kulturhistorischen Feststellungen über die Signalstation der Inka, die wir bei der letzten Expedition machen konnten, auch sein Mitgefühl mit dem großen Verlust, den wir durch den Tod Neuberts erlitten haben, ist aufrichtig.

Der Präsident ist stets ein Freund Deutschlands gewesen und hat das auch in einer Zeit betont, als man davon in der Welt nichts hören und wissen wollte.

So wird uns auch für den letzten Aufstieg, den wir sofort nach der Rückkehr von Casualidad vorbereiten, wieder die Hilfe des argentinischen Heeres zuteil.

Knapp sechs Wochen nach dem tragischen Dezembertag, an dem unser Kamerad den Tod fand, stehe ich nochmals vor dem Aufbruch zur neuen Besteigung des gigantischen Vulkans.

Ich nehme diesmal den Fußball-Lehrer F. H. mit, der kurz vorher aus Deutschland gekommen ist. Er hat vor Jahren bereits einige Touren unternommen und glaubt, daß er gut durchtrainiert ist. Er hat zwar eine Knieverletzung, die ihm bei stärkerer Beanspruchung Beschwerden

bereitet, aber er meint doch, daß er imstande sein wird, bis zum Gipfel zu gehen.

Als dritter Teilnehmer meldet sich Dr. C., den ich als Sportler und Bergsteiger kenne: in jungen Jahren hat er so ziemlich alle bekannten Routen in den Alpen begangen. Klein und drahtig, wie er ist, darf er trotz seiner 47 Jahre hoffen, nach einigem Training den Berg zu schaffen.

Wieder mit dabei sein will natürlich Max Dainz, der sein Können schon bei der zweiten Expedition unter Beweis gestellt hat. Außerdem bitte ich wieder den Arzt Dr. Dangl mitzugehen. Ich möchte nur ungern auf seine ausgezeichnete alpinistische und medizinische Erfahrung verzichten — und diesmal läßt es sich einrichten. Dr. Dangl sagt sofort zu.

Schließlich werden uns wieder einige Soldaten des argentinischen Heeres begleiten, die in Salta zu uns stoßen sollen.

Dainz, H. und Dr. C. fliegen am 13. Januar 1954 mit einer Verkehrsmaschine von Buenos Aires ab. Ich steige in Cordoba zu. So fliegen wir zu viert in Richtung Salta, das wir gegen 1 Uhr mittags erreichen sollen. In Salta werden wir dann noch einen Tag Zeit haben, den wir benutzen wollen, um unseren Verpflegungsvorrat zu vervollständigen. Am Donnerstag, den 14. Januar, fährt fahrplanmäßig von Salta aus der uns schon bekannte „Internationale Zug", der uns wieder bis Caipé bringen soll.

Aber heute ist der dreizehnte! Es geht nicht so glatt, wie wir denken. Das Wetter ist sehr schlecht. Schon ab Cordoba hat das Flugzeug einige Stunden Verspätung. Wir werden, wenn es so weiter geht, bestenfalls am Spätnachmittag in Salta landen. Je näher wir an die „Gigantes" kommen, um so schlechter wird das Wetter. Überall hängen tiefliegende Wolken. Nach einer Zwischenlandung in Tucuman kommen wir gegen Abend in die Nähe von Salta.

„Wenn das mit dem Wetter so weitergeht", sage ich, „wird der Flugzeugführer nicht in Salta landen!"

Ich frage die Stewardeß. Sie blickt mich so verächtlich an, wie sie vermag, und meint, wie ich überhaupt darauf käme, daß ihr Pilot nicht landen würde.

Später merken wir, daß sie noch freundschaftlicher als üblich mit ihrem Piloten steht, und daß sie deshalb natürlich nichts auf seine Fliegerei kommen lassen wollte.

Aber nach einer Viertelstunde erscheint sie dann doch in der Kabine und sagt: „Also, wir landen nicht in Salta, sondern fliegen jetzt zurück nach Tucuman."

Das kann unseren ganzen Plan umwerfen, denn ob wir jetzt noch eine Fahrmöglichkeit von Tucuman nach Salta haben, ist mehr als fraglich. Auch wenn wir einen Zug bekommen könnten — ich erinnere mich, daß wir das letzte Mal gegen zwölf Uhr nachts hier durchgefahren sind — bleibt uns keine Zeit mehr für Einkäufe, die wir in Salta machen wollen, um für die Expedition voll ausgerüstet zu sein. Es wird langsam dunkel, als wir endlich wieder über Tucuman sind. Die Landung ist grausam, die Maschine springt drei- oder viermal.

„Sagen Sie Ihrem Piloten", rufe ich der Stewardeß scherzhaft zu, „er hat einen neuen Weltrekord im Flugzeug-Weitsprung aufgestellt."

Sie schielt mich beleidigt an. Als wir vom Platze gehen, sehe ich sie aufgeregt mit ihrem Chef und Freund reden. Sicher gibt sie ihm Kunde von dem Weltrekord.

Wir sind nun in Tucuman. Der Flughafenleiter — nicht auf die Rückkehr der Maschine gefaßt — steht vor einer Reihe von Problemen. Er muß die Passagiere mitsamt ihrem Gepäck unterbringen und den Flugpreis zurückerstatten. Er telefoniert mit den Hotels und bemüht sich um Fahrzeuge; es geht ziemlich drunter und drüber.

Natürlich ist er auch nicht sicher, ob morgen früh eine Maschine nach Salta fliegt.

So denken wir daran, ein Taxi zu mieten. Aber dann letztlich entschließen wir uns, den Zug um Mitternacht zu nehmen. Ich versuche zwar noch, bei den in Tucuman stationierten Truppenteilen einen Wagen zu bekommen, habe aber kein Glück.

Der Zug ist überfüllt. Es gibt keine Karten mehr, auch für die 2. Klasse nicht. Nur durch einen Bekannten, den ich treffe, gelingt es mir endlich, wenigstens Stehplätze zu bekommen. Wir zwängen uns mißmutig in einen 1. Klasse-Wagen und lagern die Rucksäcke im Waschraum. H., der kein Wort spanisch versteht, sitzt wie ein wütender Cerberus oben und erwidert die Beschimpfungen der wegen des versperrten Waschraums verärgerten Leute, indem er bedauernd mit Händen und Füßen strampelt. Jedenfalls sind wir erstmal im Zuge und haben die Aussicht, morgen unseren Hochgebirgsexpreß zu erreichen, der ja nur einmal wöchentlich fährt. Ich mache mich nach und nach an die Schaffner heran und erforsche, mit einigen Zehnpesoscheinen in der Hand, ihr Gewissen. Vielleicht kann sich einer von ihnen doch noch eines leeren Schlafwagenabteils erinnern. Aber sowohl meine Beharrlichkeit, als auch größere Scheine versagen. Es scheint also wirklich nichts mehr frei zu sein. Endlich stoße ich auf einen, dem ich noch kein Angebot gemacht habe. Er sagt, er habe in seinem Schlafwagen vorn eine Bank, auf der sitze sonst er, wenn wir damit zufrieden seien ... Wir sind es zunächst; es wäre freilich für uns sehr nötig, etwas mehr zu schlafen, denn auch die Eisenbahnfahrt bis auf viertausend Meter Höhe ist ziemlich anstrengend, und wir haben schon in der letzten Nacht wenig Ruhe gehabt.

Gegen 5 Uhr morgens — wir sind gerade auf einer größeren Station — kommt schließlich unser freundlicher

Schlafwagenschaffner wieder und fragt, ob wir noch für zwei Stunden ein Abteil haben wollen, das eben frei geworden sei. Wir nehmen das Angebot natürlich an und schlafen dann abwechselnd. Der Zug hat Verspätung bekommen, so daß wir erst gegen 10.30 Uhr in Salta einlaufen.

Einige Herren aus den Fabricas Militares, die ich in der Nacht noch von unserem Pech mit dem Flugzeug telefonisch verständigt hatte, erwarten uns am Bahnhof. Unsere Zeit ist sehr knapp, denn auch hier müssen wir uns wieder um die Fahrkarten bemühen. Dabei gibt es wieder ein unvorhergesehenes Durcheinander: man hat zwar angeordnet, daß die Passagen zurückzulegen seien, aber vergessen, den Leuten zu sagen, daß sie auch schon bezahlt sind. Es bedarf also erst umständlicher Verhandlungen, um die Karten tatsächlich ausgefolgt zu erhalten. Das Umladen unserer Gepäckstücke frißt dann den Rest der Zeit...

Das einzig Erfreuliche bei dem Aufenthalt in Salta ist, daß Dr. Dangl hier bereits zu uns stößt. Es gibt ein herzliches Wiedersehen. Auch der argentinische Leutnant mit vier Gebirgssoldaten meldet sich bei mir.

Ziemlich fahrplanmäßig setzt sich unsere Hochgebirgsbahn in Bewegung. Hoffentlich hält diese Harmonie mit dem Fahrplan an, denn in Caipé warten die Fahrzeuge von der Mine „Casualidad" auf uns. Es könnte zu neuen Mißverständnissen führen, wenn ihre Geduld allzusehr in Anspruch genommen würde. Die Fahrt kennen wir, etwas Neues ereignet sich zunächst nicht. Nur Dr. C. entwickelt plötzlich eine merkwürdige Sucht, in seinen Kästchen, Fläschchen und Röhrchen herumzuwühlen und seine Ernährung auf Tabletten umzustellen. Wenn das nur ein gutes Ende nimmt! Aber ich erinnere mich daran, daß sich viele Menschen in diesen Höhen zuerst sehr schlecht fühlen, sich aber schon nach wenigen Tagen wieder erholen und



DIE INKA-BAUTEN



voll leistungsfähig bleiben. Es scheint mir also kein Grund gegeben, Dr. C. auf der Mine zurückzulassen.

Noch haben wir nicht die halbe Strecke zurückgelegt, befinden uns etwa vor San Antonio los Cobres, da entgleist vor einem kleinen Bahnhof der Kohlentender. Mit verdächtiger Schnelligkeit ist das ganze Dorf versammelt — mit Brechstangen und Holzklötzen. Es sieht ganz so aus, als ob die Leute das schon des öfteren geübt hätten. Das Dorf besteht vielleicht aus fünf oder sechs Hütten, jeder der Bewohner scheint ein bestimmtes Werkzeug zu haben. Die Sache geht gut voran, nach vier Stunden steht der Tender wieder auf den Gleisen.

Wir nutzen die Zeit, um auf die umliegenden Berge zu steigen, die voll von Kakteen sind, haushohe monströse Gebilde. Wir versuchen eins dieser gespenstischen Gestelle umzuwerfen, indem wir uns dagegenstemmen. Als uns aber die ersten Stacheln im Leibe sitzen, vergeht uns rasch die Lust zu weiteren Operationen dieser Art.

Mit ihren vier Stunden Verspätung zieht gegen Abend die Lokomotive wieder an. Der Zugführer versichert uns liebenswürdig und überzeugend, daß wir trotzdem fahrplanmäßig ankommen würden. Denn es sei ja eine deutsche Lokomotive, die führe er jetzt schon über dreißig Jahre, und er könne so viel „Gas geben", daß er alles wieder aufhole. Wir merken dann nachts, daß er sehr viel Gas gibt, die Räder drehen sich rasend, aber leider oft nur auf der Stelle. Aus den vier Stunden Verspätung werden schließlich sieben.

Gegen Abend des nächsten Tages erreichen wir schließlich Caipé. Die Fahrzeuge von der Mine sind noch da. Wir sind erleichtert! Ein wackliger Jeep und ein Lieferwagen sind schnell besetzt und rauschen ab, während wir noch unser Gepäck zusammensuchen. Der Gendarmeriemeister verweist uns auf einen englischen Lastwagen, einen Kasten-

wagen, auf den wir die Sachen und uns selbst verstauen. Es ist ein offener Wagen, die Fahrer sind ungeduldig und treten aufs Gas, kaum daß wir oben sitzen. Auf dem unheimlich schmalen, kurvenreichen Weg geht es in gewohnt rasender Fahrt nach Casualidad. Es ist ärgerlich, daß wir mit diesem offenen Wagen fahren müssen und keine Zeit haben, warme Sachen aus unserem Gepäck zu holen, denn es ist empfindlich kalt und die Fahrt wird beinahe drei Stunden dauern. Wenn wir uns erkälten, wird unser Aufstieg, der die letzten Kraftreserven beansprucht, nicht nur außerordentlich erschwert, sondern unter Umständen ganz in Frage gestellt.

Aber schließlich kommen wir nicht nur heil in Casualidad an, es erwartet uns auch heißer Tee und er erwärmt uns wieder. Dann trage ich dem leitenden Ingenieur meine Maultier- und Fahrzeugwünsche vor. Ich hoffe, daß wir den großen amerikanischen GMC, den wir vor sechs Wochen dabei hatten, wieder bekommen können, möglichst mit dem gleichen Fahrer. Leider ist der gute Rios, dieses Fahrgenie, gerade in Urlaub. Der Traktor wird uns für die ganze Zeit zugesagt, der GMC kann uns aber nur für die Hin- und Rückfahrt zur Verfügung gestellt werden.

Am Samstag, es ist der 16. Januar, wollen wir zeitig den Marsch durch die Wüste antreten. Aber einige Schwierigkeiten bringen Verzögerung. Wir warten über den Mittag hinaus und einige meinen, es sei nun besser, erst am folgenden Tag aufzubrechen. Zum Glück reißt mir die Geduld, ich dränge auf sofortigen Aufbruch.

Wir haben den großen Lastwagen und den Traktor, auf denen wir Gepäck, Wasser und Brennstoff unterbringen, und sind dergestalt in der Lage, unsere Zelte auch in der Wüste aufzuschlagen. Viel kann uns also nicht passieren.

Das Mula wird nicht aufgeladen, sondern geht im Fußmarsch mit Cruz, einem „Altoplanomenschen" — einem

Mann hier aus dem Hochland —, der einen recht guten Eindruck macht, quer durch die Wüste. Ich sage ihm, er solle versuchen, den Salzsee zu erreichen. Auf dem Wege dorthin werden wir ihn irgendwo kreuzen.

Cruz sagt: „Si, señor!" und reitet guter Dinge los.

Dieser zähe und willige Mann sollte uns noch die allerbesten Dienste leisten.

Wir fahren die alte Minenstraße hinauf. Deverga, der Genosse der beiden ersten Expeditionen, begleitet uns diesmal nur bis zu dem Punkt, an dem der Lastwagen umkehren wird. Er hat Interesse an unserer Kamera gefunden und filmt mit Vergnügen schon hier. Am liebsten möchte er den ersten Streifen schon dabehalten, um ihn seiner Frau vorzuführen. Wir hatten den gestrigen Abend benutzt, um die achthundert Meter Film auf kleine Rollen abzuspulen. Dr. C. behauptet, in den Mechanismus dieses komplizierten amerikanischen Apparates eingeweiht zu sein, der nicht ganz unseren Erwartungen entspricht, da er hier draußen zu schwierig zu bedienen ist. Auf jeden Fall erfordert er eine genaue Einweisung, an der ich alle Expeditionsmitglieder teilzunehmen bitte, so daß notfalls jeder den Apparat benützen kann. Sollte Dr. C. ausfallen, so wird zunächst Dangl die Bedienung übernehmen, der als Teilnehmer an der Fitzroy-Expedition bereits einige Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt hat.

Wir wählen wieder die Aufstiegsroute unserer ersten Expedition und nach einiger Zeit passieren wir den mir so gründlich bekannten Salzsee. Die Vögel nehmen kaum Notiz von uns. Deverga bringt rasch die Kamera in Anschlag, um sie einzufangen. Wir müssen erst kräftig in die Hände klatschen, daß sie sich erheben und ein schönes Bild geben. Langsam kommt nun unser Vulkan ins Blickfeld. Ich glaube, daß er mehr Schnee als vor sechs Wochen hat, aber ich kann mich auch täuschen.

Gegen Abend zu bewölkt es sich immer mehr. Da ich aber nie ein richtig schlechtes Wetter hier erlebt habe, bleibe ich zuversichtlich. Warum soll es gerade diesmal schlecht werden? Hinter dem Salzsee biegen wir links ab, berühren aber unser altes, erstes Hauptlager nicht.

Nach weiteren zwölf Kilometern werden die Fahrer unlustig. Der Abend bricht herein, es wird zunehmend kälter. Sie frieren und wollen umkehren. Keiner von ihnen ist warm genug angezogen. Sie berufen sich natürlich darauf, daß der Wagen zurückkehren soll. Ich möchte gern, daß sie noch weiter fahren, zumal der Wagen morgen, am Sonntag, sicher nicht gebraucht wird. Aber sie frieren zu sehr, als daß ich sie aufhalten könnte. Wäre uns der Wagen für eine Woche zugewiesen worden, wie es meine Absicht war, dann wären die Fahrer auf der Mine natürlich entsprechend ausgerüstet worden!

So laden wir schnell ab und bauen unsere Zelte auf. Ehe wir uns versehen, ist der Lastwagen verschwunden. Wir sitzen jetzt mutterseelenallein in der Wüste, bis zur Mine sind es etwa fünfzig Kilometer, bis zum Fuß des Llullay-Yacu dreißig. Dainz kocht schnell etwas ab, dann kriechen wir in die Schlafsäcke. Merkwürdigerweise habe ich in dieser Höhe von 4600 Metern, die ja verhältnismäßig noch gering ist, sehr starke Kopfschmerzen, so daß ich, was ich vorher noch nie getan habe, eine Tablette Caféaspirin zu mir nehmen muß, die in kurzer Zeit gut hilft.

Am Morgen dauert es ziemlich lange, bis wir in Bewegung kommen. Der Traktor will wie üblich nicht anspringen. Wir müssen ihm wieder kräftig einheizen, was natürlich Zeit kostet.

Dr. C. hat nicht nur starke Kopfschmerzen, er taumelt mit dem Filmapparat herum, ohne sich für irgend etwas entschließen zu können. „Ziehen Sie doch einen Film ein, damit wir drehen können", sage ich zu ihm und schicke ihn ins Zelt.

Er bleibt aber reaktionslos draußen und antwortet dann: „Jaja, ich muß einen Film einziehen ... es ist nötig einen Film einzuziehen ... aber ich muß in den Schlafsack, damit es finster wird".

Nach einer Weile ist er verschwunden und taucht nicht wieder auf. Ich frage H., wo Dr. C. geblieben ist. Er sieht nach und erzählt dann: „Der liegt in seinem Schlafsack. Er sagt immer, er ziehe einen Film ein, aber er hat sich die Kamera als Kopfkissen untergelegt und schläft."

Wie das mit Dr. C. weitergehen soll, ist mir im Augenblick nicht klar. Ihm ist ziemlich schlecht, das ist sicher; aber ich kann wenig sagen, denn auch ich fühle mich wieder hundeelend. Ich denke natürlich, daß ich meine Übelkeit in einiger Zeit überwunden haben werde und hoffe, Dr. C. wird es ähnlich gehen.

Gegen 9.30 Uhr ist der Traktor endlich bereit. Leider müssen wir nun in Raten fahren, weil wir nicht alle Platz auf dem Fahrzeug haben. Ich nehme also zuerst Dainz und Poma mit. Dangl fährt den Traktor. Dazu kommt das Nötigste an Kleidung und Verpflegung und ein Zelt. H., den ich ursprünglich auch noch mitnehmen will, sagt, er könne doch Dr. C. nicht gut allein lassen. Sie bleiben also mit dem Rest des Gepäcks da, um auf die Rückkehr des Traktors, in etwa drei Stunden, zu warten. Der gute Cruz, der die ganze Nacht mit seinem Maulesel marschiert ist, hat uns inzwischen hier im Hauptlager gefunden. Unverdrossen macht er sich gleich wieder auf den Weg in Richtung auf das Bergmassiv. Unser Traktor knattert los, unablässig bergauf und bergab. Es ist die gleiche Strecke, die ich damals mit Deverga durchfuhr. Nur zieht der Traktor nicht mehr so gut, wir werden mit ihm voraussichtlich nicht mehr so hoch hinauf kommen, wie damals. Es wäre falsch, die Maschine sehr zu quälen, denn der Traktor muß ja noch ein- oder zweimal zurückfahren, um die anderen zu holen.

Da die Atacama-Wüste einem bei hohem Wellengang erstarrten Meer gleicht, lassen sich Entfernungen in ihr so schlecht schätzen und die zeitliche Einteilung unseres „Fahrplanes“ erfolgt auf gut Glück.

Nach gut eineinhalb Stunden erreichen wir in 4900 Meter Höhe wieder den Fuß des Llullay-Yacu-Massivs. Dangl wendet und rauscht nach unten ab. In drei Stunden möchte er mit der zweiten Mannschaft wieder da sein. Wir sitzen jetzt in dieser ungeheuren Einöde mit unseren vier Rucksäcken, Dainz, der Soldat Poma und ich. Dangl entschwindet langsam unseren Blicken. Wird alles gut gehen? Wann wird er wiederkommen?

Wir warten. Die Sonne steigt über die Mittagslinie. Vor uns die unendlich weite Wüste mit ihrer dünnen flimmernden Luft, hinter uns der gewaltige Leib des Siebentausenders.

Dangl kommt nicht.

Ich errechne, daß Cruz mit seinem Maulesel jetzt bald auftauchen könnte. Sobald er eintrifft, wollen wir auf 5500 Meter steigen, um das Zelt aufzubauen. Meine ursprüngliche Absicht war, an diesem Tage bis auf 6000 Meter zu steigen. Aber ich sehe schon, daß daraus nichts mehr wird, daß wir froh sein müssen, die Hälfte zu bewältigen.

Nach sechs Stunden ist wenigstens Cruz mit dem Maulesel da. Er bringt einige Sachen mit, aber er hat keinen Verpflegungsrucksack dabei. Von Dangl weiß er nichts. Wir steigen nun mit ihm nach einer kurzen Pause auf 5500 Meter, während die Nacht hereinbricht und die Temperatur stetig absinkt. Oben bauen wir unser Zelt auf. Cruz jammert sehr, er hat nur seine leichte Bekleidung und seine „Alpagatas“. Seine anderen Sachen, vor allem die Decken, sind im Hauptlager geblieben. Dangl wollte sie mit dem Traktor heraufbringen. Ich muß Cruz wieder hinunterschicken.

„Bleiben Sie dort in 5000, Dangl kommt noch und bringt Ihre Sachen, dann können Sie dort Ihr Lager aufschlagen." Im Stillen denke ich: „Was macht der arme Cruz, wenn Dangl nicht kommt?" Aber ich kann ihm nichts anderes sagen, als: „Dangl hat versprochen zu kommen, und er kommt auch; also — dort sitzen bleiben."

Essen und trinken können wir fast nichts und das ist gut so, denn es ist nur wenig da. So kriechen wir bald in die Schlafsäcke. Am nächsten Morgen schicke ich Poma nach unten, damit er nachsehe, was sich dort inzwischen getan hat. Er soll vor allem die Gepäckstücke, die wir nicht mitgenommen haben, nach Nahrungsmitteln durchsuchen. Poma kehrt mittags zurück. Er hat etwas zu Essen mitgebracht, aber es ist kaum die Rede wert. Sonst hat er nichts gesehen, keine Spur von Dangl, keine Spur von Cruz. Cruz ist also weggeritten, zurück zur Mine.

Ich kann das gut verstehen und hätte es wahrscheinlich nicht anders gemacht. Ich hatte ihm versprochen, daß Dangl kommen würde, und Dangl ist nicht gekommen. Daß er nachts nicht mit seinem Mula erfrieren will, ist selbstverständlich.

Unsere Stimmung verschlechtert sich sehr, was kein Wunder ist. Es gibt kaum etwas zu essen und die Ungewißheit lastet auf uns. Dainz fürchtet, daß die Expedition diesmal scheitert. Ganz sicher ist irgend ein Unglück geschehen. Wir sind nun hier, um einen zu begraben und haben dabei vielleicht drei oder vier weitere Tote.

Ich kann es im Zelt nicht mehr aushalten und entschließe mich, selbst abzusteigen. Dainz begleitet mich. Am Spätnachmittag erreichen wir den Platz auf 5000.

Es ist niemand da.

Aber als Dainz die Wüste mit schmalen Augen absucht, stutzt er plötzlich. In der Ferne wankt mühsam ein Mensch heran.

Ich habe den Eindruck, daß es Dangl ist.

Dainz ist noch nicht sicher.

Wir warten eine Weile: richtig, es ist Dangl.

Dahinter wird auch schon Cruz mit seinem Esel sichtbar. Das ist ein Lichtblick.

Unser Lebensdiagramm steigt rasch an. Endlich ist Dangl heran. Dieser große, starke Mann ist sehr erschöpft.

Er erzählt, daß ihm auf der Rückfahrt der Traktor kaputt gegangen sei und er ihn nicht wieder hätte reparieren können. Er hat dann die zwanzig Kilometer bis zum Hauptlager zu Fuß zurückgelegt, um die Kameraden zu verständigen, daß es keinen Traktor mehr gibt, sie also zu Fuß an den Berg kommen müssen.

„Gehen sie alle einzeln?" frage ich ihn.

„Ja", sagt er, „dem Leutnant, H. und Torre habe ich gesagt, sie sollen den Spuren des Traktors nachgehen und auf mich warten. Aber sie haben nicht auf mich gewartet, sie sind zu schnell gegangen."

Ich schüttle bedenklich den Kopf: „Es gibt sehr viele alte Traktorspuren, die in andere Richtungen gehen und dann sucht sich der Traktor ja stets den besten Fahrweg, läuft also nicht über die kürzeste Strecke. Wer den Spuren nachgegangen ist, wird sich wohl schwer zurechtfinden."

Jedenfalls sind jetzt alle unterwegs, wenngleich Dangl nur Dr. C. begegnet ist, das heißt, er hat zunächst den großen Rucksack von C. getroffen und dann erst, ganz verloren und geduckt, darunter den kleinen C., der den Rucksack alle fünfzig Meter niedersetzte, stöhnte und verdächtige Geräusche von sich gab.

Inzwischen ist Cruz herangekommen. Wir sind tief gerührt über diese treue Seele. Cruz ist also in der Nacht wieder bis ins Hauptlager zurückgegangen, hat dort Dangl getroffen und sich mit ihm heute morgen erneut auf den Weg gemacht. Er hat nun seine Sachen und kann heute

abend mit uns wieder auf 5500 Höhe gehen und oben bleiben.

Jetzt wird in der Ferne ein weißer Punkt sichtbar. Das könnte der weiße Anorak von Dr. C. sein. Es dauert aber noch Stunden, bis er hier oben ist. Da ich sehr müde bin, sage ich: „Wir warten C. hier ab und steigen dann auf zum Lager in 5500." Ich gehe Dr. C. etwas entgegen und stütze ihn das letzte Stück. Er ist sehr erschöpft und will von Weitergehen nichts mehr wissen.

Ich sage ihm dann, daß er hier bleiben und auf die Nachkommenden warten soll. Es geht ihm nicht so schlecht, daß wir ihn in ein Hospital zurückbringen müßten. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß man zuweilen ziemlich lange Zeit zur Akklimatisierung benötigt — eine Erwartung, die sich hier leider nicht erfüllt; beim Abstieg werden wir noch manches Theater mit C. haben; er reißt Zelte um, bedroht die argentinischen Soldaten, bildet sich phantastische Gefahren ein und muß schließlich bewacht werden. Erst nachdem wir wieder in gewohnte Höhenlagen abgestiegen sind, wird C. wieder „normal".

Mit Dainz, Dangl, Cruz und dem von ihm wie ein rohes Ei behandelten Maulesel steige ich nun los. Wir kommen gut vorwärts. Ich schätze, daß wir je Stunde erheblich mehr als hundert Meter gewinnen, das ist für hier ein sehr guter Durschschnitt. Wenn Poma, den wir im Lager auf 5500 zurückließen, wachsam ist, wird er rechtzeitig bemerken, daß Dangl und Cruz nun auch dabei sind, und sein Zweimannzelt aufschlagen, ehe wir oben ankommen. Denn wenn wir zu Fünf in meinem Zelt hocken, das nur ein Zweimannzelt ist, kann niemand schlafen. Dabei ist es durchaus möglich, daß wir im Laufe der Nacht noch Zuwachs bekommen.

Dangl, der schon seinen 50-Kilometer-Marsch durch die Wüste hinter sich hat, fällt das Steigen recht schwer. Trotz-

dem hält er unser Tempo durch, so daß wir in der ersten Dunkelheit das Lager erreichen. Poma hat uns tatsächlich beobachtet und folgerichtig sein Zelt aufgeschlagen. So kann Cruz bei Poma schlafen, während Dangl und Dainz in mein Klepperzelt kommen, das nun schon zum drittenmal am Llullay-Yacu steht.

Unsere Verpflegungslage hat sich nicht verbessert, da auch Dangl in seinen Rucksäcken nichts mitbringt. Das meiste befindet sich noch im Hauptlager oder bei den Leuten, die unterwegs sind. Niemand weiß, wo. Bei ihnen befindet sich vermutlich auch Fußballehrer H., der erst vor sechs Wochen aus Deutschland kam und von der Puna-de-Atacama-Wüste keine Ahnung hat. Um ihn sorge ich mich besonders.

Am nächsten Morgen lassen wir uns Zeit. Es ist empfindlich kalt und wir haben es nicht eilig. Das nächste Lager soll in 6000 Meter errichtet werden. Den Höhenunterschied von 5500 bis 6000 können wir sicher in sechs Stunden bewältigen. Im stillen hoffe ich, daß noch einer der zurückgebliebenen Kameraden nachfolgt, ehe wir aufbrechen. Wir kriechen in kurzen Abständen aus dem Zelt und beobachten die Aufstiegsroute, können aber niemanden ausmachen. Auch von Dr. C. im Lager unten ist nichts zu sehen. Er hat sich offenbar noch nicht erholt, sondern liegt im Schlafsack unter seiner Zeltbahn. Cruz bewegt schon seinen Esel, auch wir anderen sind fast aufbruchsbereit, als sich plötzlich aus einer riesigen Seitenschlucht ein Rucksack herausschiebt. Gleich darauf folgt ein blonder Haarschopf. Siehe da, es ist H.! Mutterseelenallein. Wir sind erfreut, daß wenigstens einer aufgetaucht ist, und gehen ihm schnell entgegen. Er sprudelt atemlos heraus, daß er jetzt siebzig Stunden gelaufen sei.

Vor siebzig Stunden haben wir uns zwar noch im Hauptlager gesehen, aber das fällt ihm gar nicht auf. Ich sehe,

daß er ziemlich erschöpft ist, und da wir unseren Aufbruch jetzt nicht mehr verschieben können, halte ich es für das Beste, daß er zunächst einmal hierbleibt, um sich zu erholen, und später zu Dr. C. in das Lager auf 5000 absteigt. Sobald er sich wieder frisch fühlt, könnte er von dort aus nachkommen, da wir nicht vor morgen abend zum letzten Angriff auf den Gipfel starten. Er ist einverstanden und bleibt zurück, während wir uns auf den Weg machen. Unser Lager wird nicht ganz in 6000 Meter liegen, sondern etwas tiefer als bei der letzten Expedition, in einer Senke vor der Schneerinne, die dann steil nach oben führt.

Es ist Mittag, die Temperatur schnellt in die Höhe und macht den Aufstieg recht beschwerlich. Poma, der von seinem Leutnant sagte, er könne nichts, bleibt bald zurück. Ihm fällt das Steigen offenbar am schwersten. Aber auch Dangl zeigt bald starke Ermüdungserscheinungen; seine Überbeanspruchung durch den Ausfall des Traktors läßt sich nicht mehr überwinden.

Als wir uns einmal umsehen, bemerken wir, daß aus dem Lager auf 5000 zwei Personen aufsteigen und ein Mann vom Lager 5500 absteigt. Das wird natürlich H. sein. Die beiden, die von unten kommen, können eigentlich nur unsere verlorenen Schäfchen, die Soldaten Solana und Torre sein, die sich genau wie H. jetzt gefunden haben und aus der Wüste her den Berghang heraufkriechen. Wir beobachten, wie H. ihnen entgegengeht, sie eine Zeitlang gestikulieren, und wir glauben, er werde sie mit in das Lager auf 5000 nehmen. Weit gefehlt! Sie trennen sich nach kurzer Zeit wieder und die beiden Soldaten setzen den Aufstieg fort. Zu unserem Entsetzen stellen wir fest, daß sie keine Rucksäcke tragen, also wahrscheinlich auch keine Verpflegung bei sich haben. Sie werden also von unseren kleinen Rationen mitzehren und, da sie auch kein Zelt haben, bei uns mit unterkriechen müssen.

Aber es ist jetzt müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Wir wollen Höhe gewinnen, um unser letztes Lager vor dem Gipfel zu erreichen. Dangl spricht von Zeit zu Zeit davon, daß es besser wäre, das Zelt jetzt schon — wir haben etwa 5700 Meter erreicht — aufzuschlagen. Ich wehre mich gegen diese Idee. Je höher wir heute hinaufkommen, um so leichter haben wir es morgen. Dangl gibt keine Ruhe, immer wieder fängt er von dieser Sache an. Infolge der Wärme, sagt er, koste uns das Steigen jetzt große Mühe. Nachts würden wir es spielend schaffen, zudem sei die Höhenkrankheit, die „Puna", eben bei Tage wesentlich stärker wirksam als bei Nacht. Ich lasse mich nicht beirren, versuche Dangl zu besänftigen und davon zu überzeugen, daß wir uns nachher um so mehr freuen werden, wenn die letzte Etappe nicht mehr so lang ist. Auch am Aconcagua stehe das letzte Lager meist auf 6700 Meter, von wo aus dann der Gipfel auf 7040 am besten erreicht werde.

Dangl ist verstimmt, daß ich seinem Drängen nicht nachgebe, sondern immer wieder ansporne: „Höher hinauf mit dem Zelt, bis an den Stein da oben unterhalb der Schneerinne. Das ist unser Platz!"

Cruz ist willig und versteht es auch, seinen Esel bei Laune zu halten. Wie gut, daß wir diesen zuverlässigen Mann bekommen haben. Die Verstimmung von Dangl wird vergehen, sobald wir heute abend im Zelt liegen und uns sagen können, daß wir die Strecke von 5700 auf 6000 nicht mehr zu steigen haben.

Wir erreichen den vorgesehenen Platz und bauen unser Lager auf. Das dauert hier oben schon bedeutend länger als unten, alle unsere Bewegungen erfolgen in Zeitlupentempo. Dazu behindert uns starker Wind, der jetzt aufgekommen ist und uns ziemlich hin und her bläst. Wir schleppen Steine heran, um das Zelt zu beschweren, denn

der Wind reißt die Häringe sofort wieder heraus. Endlich steht das Zelt. Wir ziehen die Schuhe von den Beinen und kriechen in unsere Schlafsäcke.

Gegen 9 Uhr abends treffen die beiden Gestalten ein, die wir beim Aufstieg beobachtet hatten. Es sind wirklich Solana und Torre. Sie kommen zu uns ins Zelt und verengen es natürlich sehr. Da nun niemand mehr liegen kann, versuchen wir dicht aneinander gedrängt zu schlafen. Auch haben sie, wie ich schon vermutete, nur sehr wenig Verpflegung bei sich.

Unter diesen Umständen entschließe ich mich, sobald wie möglich aufzubrechen, spätestens gegen 22 Uhr. Wenn wir achtzig bis hundert Meter stündlich im Durchschnitt bewältigen, können wir gegen Morgen bei Neubert sein...

Die argentinischen Freunde sind zu erschöpft, sie müssen erst ruhen und haben die Absicht, gegen 5 Uhr früh den Aufstieg fortzusetzen. Um 10 Uhr nachts setzen wir — Dangl, Dainz und ich — uns in Richtung auf die Schneerinne in Bewegung. Vor dem Einstieg schnallen wir die Steigeisen an. Der Schnee ist sehr hart, flächenweise in Eis übergegangen. Das Vollmondlicht gibt uns gute Sicht, von der angesagten Mondfinsternis ist nichts zu bemerken. Wir kommen gut voran. Es wird halbelf, elf, zwölf. Dangl steigt unwahrscheinlich schnell, er macht durchschnittlich vierzig bis fünfundvierzig Schritte in einem Zuge. Das ist entschieden zu viel.

Aber ich merke, daß ich Dangl im Tempo jetzt unterlegen bin und will nicht ohne weiteres klein beigeben. Ich sage ihm zwar, daß die Steiggeschwindigkeit meiner Ansicht nach viel zu schnell ist, aber er läßt sich nicht beeinflussen, sondern bleibt genau so stur wie ich heute nachmittag, als er bei 5700 das Lager aufschlagen wollte.

Nach Mitternacht fange ich plötzlich an, unablässig zu gähnen. Mich ärgert das, aber es läßt sich nicht abstellen.

Da fällt mir ein, daß ich Dangl Actemin gegeben habe, ein ähnliches Präparat wie das deutsche Pervitin. Das Gähnen werde ich damit sicher bekämpfen und dann auch schneller gehen können.

Also nehme ich eine halbe Tablette. Ich weiß, daß man während eines Tages nur eine Tablette einnehmen darf. Von einer halben verspreche ich mir deshalb für den Anfang schon eine beträchtliche Wirkung. Das sollte sich aber als Irrtum erweisen. Mein Gähnen verstärkt sich eher noch. Schließlich bitte ich Dangl, mir noch eine ganze Tablette zu geben, ohne zu bedenken, daß die Wirkung dadurch, daß ich nichts gegessen habe, bedeutend stärker sein muß. Außerdem nehme ich sonst nie Tabletten, mein Körper besitzt nicht die geringste Gewöhnung.

Nachdem ich die zweite Tablette genommen habe, vergehen keine zwanzig Sekunden, als ich mit Entsetzen merke, daß mir das Bewußtsein schwindet!

Während ich mich mit Mühe auf den Beinen halte, um nicht sofort ins Stürzen zu geraten, rufe ich Dainz an, der hinter mir geht, er solle den Pickel ins Eis schlagen. Dainz reagiert sofort. Sein Pickel hält mich fest. Auch Dangl kommt zurück und schlägt seinen Pickel fest. Die Steigung beträgt an dieser Stelle etwa dreißig Grad. Wer in dieser harten, glatten Rinne ins Gleiten gerät, schießt ohne Aufenthalt ins Jenseits.

Dangl stellt in wenigen Sekunden fest, daß ich keinen Puls mehr habe. In rasender Eile macht er eine Injektionsspritze fertig, füllt sie mit Cardiazol und injiziert — Dainz hat inzwischen meinen Arm freigemacht — intravenös in die rechte Ellenbeuge. Das ist bei einer Temperatur von 15 Grad unter Null, gedämpftem Mondlicht, starkem Wind und nur mit dem Halt der Steigeisen in der abschüssigen Eisrinne in 6500 Meter Höhe eine Meisterleistung.

Nach vierzig oder fünfzig Sekunden kehrt mein Bewußtsein langsam zurück. Ich überblicke, was geschehen ist und staune, daß Dangl das so hinbekommen hat. Denn ohne sein rasches Eingreifen wäre es diesmal wahrscheinlich wirklich zu Ende mit mir gewesen.

Eine Zeitlang sitze ich wie gelähmt und überlege, ob es Zweck hat, weiterzugehen. Dangl und Dainz sind entschieden dagegen. Sie sind froh, wenn ich nach dem Herzkollaps noch den Abstieg zwinge. Als ich mich etwas kräftiger fühle, steigen wir vorsichtig und mühevoll ab und erreichen ohne Zwischenfall gegen 3 Uhr wieder das Lager.

Die Soldaten sind nicht gerade begeistert, als sie aus ihren bequemen Schlafstellungen gerissen werden, die sie in unserem Zelt eingenommen hatten. Leider gibt es keine andere Möglichkeit. Ich bin beunruhigt und fast verzweifelt; das bittere Gefühl beherrscht mich, daß ich es diesmal nicht schaffen werde. Ich bitte Dangl, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er an meiner Stelle nach oben gehen und Neubert bestatten müsse. Dangl verspricht, es nach seinem besten Vermögen durchzuführen.

Die Argentinier steigen um 5 Uhr los. Dangl will über das Eis gehen und glaubt, sie einzuholen. Er bricht um halb 7 Uhr auf.

Dainz bleibt bei mir und teilt mit mir die bangen Stunden des Wartens auf die Freunde. Können sie ihre Aufgabe lösen? Kommen sie wieder heil herunter? Unendlich langsam vergehen die Stunden.

Am Abend, zwischen 8 und 9 Uhr, kommen die ersten, Solana und Torre.

„Wie ist es gegangen?“ frage ich.

„Einigermaßen gut“, sagen sie, „den Gipfel haben wir geschafft.“ — Ich bin ziemlich ungeduldig: „Der Gipfel interessiert mich weniger, wie steht es mit der Bestattung?“ „Die Bestattung hat Dr. Dangl gemacht, aber er kommt

erst später, er ist völlig erledigt. Die Beerdigung ist ganz gut gegangen."

Aber ich fühle, daß sie nicht so gut gegangen ist.

Nach einer Stunde wankt Dangl heran; mit fremdem, eingefallenem Gesicht blickt er uns an. Ich bestürme ihn mit meinen Fragen. „Ja", sagt er langsam mit großen Pausen zwischen den Worten, „für eine Bergbestattung ist es ausreichend . . . sehr schön ist es nicht, bin völlig erledigt . . große Steine geschleppt . . . die anderen haben leider nur sehr wenig geholfen, sind herumgestanden, dachten nur an Gipfelbesteigung, . . . ist auch völlig egal . . . kann Ihnen nicht näher erklären . . . war so erledigt, daß ich nichts mehr machen konnte . . . für diese Verhältnisse reicht es aus . . . es kommt dorthin überhaupt niemand mehr, nur wir, die wir durch Sie wußten, wo er liegt, haben die Stelle gefunden . . . brauchen sich keine Sorgen zu machen, es kann ruhig so bleiben . . . und außerdem, es gibt gar keine andere Möglichkeit, das Schleppen der Blöcke in dieser Höhe ist eine so ungeheure Anstrengung, daß es eben nicht anders zu machen ist . . ."

Ich fühle sofort, daß ich noch einen Versuch machen muß, heute Nacht hinaufzukommen. Wir können Neubert nicht unvollständig begraben oben am Berg lassen. Wir haben die telegrafische Bitte der Eltern, ihn am Gipfel zu bestatten; wir müssen diese Aufgabe auch erfüllen.

Ein Soldat soll dort begraben werden, wo er gefallen ist. Wir, seine Kameraden, haben die Pflicht, das zu tun.

Welchen furchtbaren Grad von Erschöpfung Dangl erreicht hatte, zeigt sich schon darin, daß er sich versagte, den Gipfel zu besteigen. Bis zum Gipfel waren es für ihn noch zweihundert Meter. Welcher Alpinist oder Adenist ließe sich eine solche Gelegenheit entgehen!

Ich beschließe, mit Dainz um Mitternacht aufzubrechen, und bitte Dangl, eine Stunde weit mitzugehen, um zu



Dreissig Meter unter dem Gipfel



prüfen, wie mein Herz reagiert. Ich hatte den Tag über keinen ernsthaften Versuch gemacht aufzustehen, fühlte in meinem Körper eine verdächtige Leichtigkeit und war deshalb unsicher, ob ich mir das Steigen wirklich leisten könne. Aber Dangl ist einfach am Ende seiner Kräfte, er kann mich nicht begleiten.

Mitternacht ist längst vorüber, wir sind immer noch nicht auf dem Wege. Ich bin nervös und unsicher und ziehe den Aufbruch immer wieder hinaus. Dangl fragt mich, wie ich mich fühle, und ich antworte ihm, daß ich heute zum erstenmal in den Bergen nervös bin, weil ich mich außerstande sehe, meine Kräfte zu kontrollieren. Es wird unterdessen halb 2 Uhr. Solana und Torre sind schon nach unten gegangen. Poma, der erst nach Dangl, um 11 Uhr, ebenfalls völlig erschöpft, vom Gipfel kommt, liegt noch im Zelt und sammelt Kräfte für den Abstieg.

Als er zu uns ins Zelt kroch, hatte ich entdeckt, daß er meine schwarz-weiß-rote Schleife von oben mitgenommen hat. Das ärgert mich sehr, denn ich hatte sie alle gebeten, auf dieses „Souvenir" zu verzichten. Also, wenn ich raufkommen sollte, werde ich eine neue oben hinlegen.

Es ist schon beinahe 2 Uhr, als wir endlich in Bewegung kommen.

„Ich werde diesmal ein neues System anwenden", sage ich zu Dainz. „Früher sind wir in dieser Höhe fünfzehn Schritte gegangen und haben dann eine Pause eingelegt. Das ergab einen guten Durchschnitt. Heute werden wir nur zehn Schritte gehen, dann eine Pause machen. Die Pause wird dafür etwas kürzer sein, so daß wir vielleicht sogar im Ganzen die gleiche Zeit erzielen."

Wir halten uns genau an die zehn Schritte, obgleich wir merken, daß wir öfters länger gehen könnten. Bei gutem Mondlicht arbeiten wir uns Stück um Stück in der Eisrinne hoch.

Allmählich aber stellen sich bei mir Ermüdungserscheinungen ein, die ich besonders auf den Mangel an Nahrung zurückführe. In den letzten vierundzwanzig Stunden haben wir nur ein kleines Stück Fleisch und eine Zwiebel zu uns genommen. Das Fleisch hatten wir in kleine Stücke geschnitten und in einer fast leeren Dose Kondensmilch gekocht. Das gedörrte Fleisch schmeckte süßlich und erinnerte mich an die Geschichte von Menschenfressern, die gesagt haben sollen, Menschenfleisch schmecke süß. Getrunken hatten wir etwas Milch. Alles in allem war das bei weitem nicht ausreichend, um den starken Energieverschleiß hier oben zu ersetzen. So spüre ich in 6500 Meter Höhe, daß die Kräfte stark nachlassen; es kommt nicht plötzlich wie in der Nacht zuvor, sondern langsam, stetig, bis es nicht mehr geht. Das macht sich wohl auch in meinem Aussehen bemerkbar. Ich verlange plötzlich zu trinken und trinke den wenigen Tee, den wir haben, völlig aus.

„Es hat gar keinen Zweck", sagt Dainz, „ich sehe, daß es wieder genau so anfängt mit Ihnen, wie gestern. Gehen wir zurück. Außerdem sehen Sie jetzt genau so aus, daß Sie, wie mir Dangl sagte, umkehren müssen."

Ich habe mich aber schon hingesetzt und sage: „Auch wenn ich jetzt zurückgehen wollte, ich könnte gar nicht, ich kann weder rauf noch runter. Jetzt bleibe ich erst mal hier sitzen."

Ich bin sehr niedergeschlagen; unseren Auftrag nicht zu erfüllen geht mir gegen die Ehre — soll etwa eine spätere Expedition auf dem Llullay-Yacu einen Deutschen unvollkommen bestattet dort oben vorfinden?

Während meine Gedanken diesen Komplex umkreisen, erinnere ich mich plötzlich, daß sich in einer der Taschen meines Anoraks einige Tabletten reines Lezithin befinden müssen, die — soviel ich weiß — sehr schnell ins Blut

gehen. Ich krame sie heraus, um einen Versuch mit ihnen zu machen. Man muß sie gut zerkauen, da sie etwas schwer verdaulich sind. Nach kurzer Zeit spüre ich, daß mir fast übel wird. Aber ich sage mir: „Bleiben sie drin, so habe ich Hoffnung, weiter zu steigen, bleiben sie nicht drin, so ist es auf jeden Fall aus."

Das Unerwartete geschieht: sie bleiben „drin" und setzen mich wirklich nach zwanzig Minuten instand, den Aufstieg fortzusetzen. Die Ermüdungserscheinungen verlieren sich mehr und mehr und Dainz behauptet nach einiger Zeit, ich renne jetzt mehr, als Dangl in der vorhergehenden Nacht. Natürlich frage ich mich mißtrauisch, wie lange das wohl anhalten mag. Das Empfinden der körperlichen Verfassung ändert sich in dieser Höhe oft überraschend schnell. Man steht zuweilen unter dem Eindruck lebhafter Frische und glaubt, zehn Stunden laufen zu können, während man eine Viertelstunde später in den Zustand völliger Erschöpfung verfällt. Man kann sich jedenfalls nur in einem sehr begrenzten Maße auf die Reaktionen des Körpers verlassen.

Zunächst kommen wir nun ganz gut voran. Die Rinne wird zunehmend steiler, ihre Steigung erreicht allmählich vierzig Grad. Ehe wir in den steilsten Abschnitt einsteigen, bin ich wieder mal am Ende und muß mich hinter einen Felsen legen. Die letzten Lezithin-Tabletten habe ich inzwischen eingenommen, jetzt kann nur noch ein ökonomisches Einschalten von Ruhepausen helfen. Das Liegen ist sehr gut, es darf aber nicht zu lange ausgedehnt werden, da die Eisunterlage eine starke Kälte ausströmt, die sofort durch die Bekleidung dringt und uns lähmt. Die Sonne ist inzwischen über uns erschienen, die Sauerstoffverhältnisse werden sich also bald zu unseren Ungunsten ändern. Wir konzentrieren uns ausschließlich auf die letzte steile Etappe der Eisrinne. Ich gewinne im Treppenschritt erstaunlich

schnell und — wie mir scheint — bei erträglicher Anstrengung an Höhe. Dainz hält sich dicht hinter mir. Ich denke daran, wie er das letztemal mit einem schlechten Steigeisen dieses Stück nur auf allen Vieren durchkriechen konnte.

Die hier besonders große Absturzgefahr registriere ich mit einem Gefühl des Grauens.

Wir halten die Augen wachsam auf das Eis gerichtet. Jeder Fehltritt kann den Tod bedeuten. Nur in den Pausen blicken wir auf die Felsmauer über uns, die das Ende der Rinne ankündigt und langsam näher kommt.

Von dort aus haben wir noch etwa drei Stunden durch Geröll zu steigen. Das geht langsamer, ist genau so anstrengend wie das Eisgehen, aber weniger gefährlich. Die Sonne brennt jetzt sehr unangenehm, das Atmen wird immer beschwerlicher, auch die Felsen geben kaum noch Schatten. Wir gehen nach Möglichkeit die überhängenden Felsen an, um uns öfters für ein paar Minuten von dem unheimlich grellen verzehrenden Licht zu schützen. Wie gut, daß ich das Lezithin vor einigen Stunden nahm, jetzt hätte ich es schon nicht mehr verdauen können.

Wir sind aber nun beide voller Hoffnung, Neuberts Grab doch noch zu erreichen, und das gibt uns neuen Antrieb. Als die Eisrinne bewältigt ist, schnallen wir die Steigeisen wieder ab und suchen nach dem günstigsten Weg. Ich schlage Dainz vor, so zu gehen, wie er es beim letztenmal zusammen mit Deverga getan hat. Dieser Weg ist zwar etwas länger als jener, den ich mit Neubert ging, dafür aber leichter.

Dainz ist nicht sicher, ob er die Route findet. Wir steigen zunächst einmal an der Geröllhalde empor, drei Schritte vor, zwei zurück. Ich frage Dainz, ob er seine Route hat. Er verneint es, kann aber auch nicht sagen, wo der richtige Kurs liegt. Wahrscheinlich kommen wir nur in einem seit-

lichen Bogen durch eine Mulde auf die erstrebte Route; sie wird viel weniger Schutt haben als die Halde, auf der wir jetzt steigen und die unsere geringen Kraftreserven aufzufressen droht. Mir fällt auch ein, daß Dangl erzählte, ihm habe gerade diese Geröllhalde nach der Rinne furchtbar zu schaffen gemacht. Ich hatte seinen Bericht für übertrieben gehalten, weil mir Dainz gesagt hatte, dieses Stück sei verhältnismäßig leicht und in zweieinhalb Stunden zu schaffen. Nun sehe ich, daß Dangl recht hatte, ich muß wie er stellenweise auf allen Vieren laufen, um eine bessere Gewichtsverteilung zu erzielen. Zuweilen klammern wir uns an großen Brocken fest, geraten aber auch mit ihnen ins Rutschen.

Auf dieser Halde liegt vielfältiges, interessantes Gestein, teilweise sogar reiner Schwefel, daß wir einen Reiz verspüren, uns mit einigen schönen Stücken die Taschen zu füllen. Aber wir dürfen uns nicht beschweren, denn noch immer steht die schwere Aufgabe ungelöst vor uns. Der Wunsch, aus dem Schutt herauszukommen, läßt mich nach querziehenden Felsbänken und Schneezungen Ausschau halten. Die Schneezungen nützen uns jedoch wenig, da das Anschnallen der Steigeisen viel zu viel Kraft beanspruchen würde. Zwei Stunden kämpfen wir bereits um die letzten Meter, der Boden wird etwas besser, ich durchquere mit meiner Tricouni-Benagelung ein kleines Schneefeld. Vor uns liegen nun endlich die Gipfelfelsen. Die Vorstellung, nahe am Ziel zu sein, treibt uns voran.

Was wir vermeiden wollten: die Steigeisen noch einmal anzuschnallen, das müssen wir jetzt doch tun. Vor uns breitet sich ein ausgedehntes und ziemlich steiles Schneefeld aus. Wir sind nicht sicher, ob wir uns links oder rechts halten müssen, um auf Neubert zu stoßen. Dainz will nach rechts gehen; ich behaupte, wir müssen uns links halten. Von einem Felswall in kurzer Entfernung, glaube ich,

können wir die Grabstätte schon sehen. Ich halte also darauf zu und tatsächlich kann ich nach zwei Minuten sagen, daß ich Neuberts Ruhestätte sehe. Er liegt links von uns, wie ich vermutete. Durch tiefen, weichen Schnee, in den wir knietief einsinken, gelangen wir an die Stelle,

Es hat sich nichts verändert.

Wir bleiben still stehen, beten ein Vaterunser und singen leise das Lied vom Guten Kameraden.

*

Dangl hat eine Unmenge Steine herangeschleppt, um eine würdige Grabstätte zu errichten, aber sie reichten nicht aus.

Nun machen wir uns an die Arbeit, wälzen die großen Steinblöcke aus der Umgebung heran und bauen damit eine Art Gruft, die wir mit Platten bedecken.

Die Schlepperei bringt uns an den Rand der Erschöpfung. Sie ist das Schwerste des ganzen Aufstiegs. Sie gelingt uns nur durch allerletzten Willenseinsatz - aus diesem Born kommt die Kraft.

Allein das Bücken in dieser Höhe ist mühevoll, das Anheben aber der dreißig bis vierzig Kilo schweren Blöcke stellt eine Anstrengung dar, für die es keine Schilderung gibt. Dainz tut sich besonders hervor, er schleppt mehr und viel größere Steine als ich. In drei oder vier Stunden haben wir schließlich eine Art Sarkophag erbaut, der einer würdigen Grabstätte gleichsieht. Oben befestigen wir die mitgebrachte Leichtmetalltafel, die in deutscher und spanischer Sprache anzeigt, wer hier verunglückt ist. Dann nehmen wir von dem Grab ein Bild auf, das wir den Eltern senden werden . . .

Es ist Nachmittag geworden, als wir uns mit stillem Gruß zum letzten Male von Erwin Neubert verabschieden.

Wann wird wieder einmal jemand andächtig an diesem wohl höchsten Menschengrab des Erdballes stehen?

*

Daß wir unsere ernste Aufgabe doch noch erfüllt haben, hat unseren Kräften wieder etwas Auftrieb gegeben.

Wir wollen versuchen, den Gipfel zu erreichen — dort und nirgends anders will ich meine Fahne nun zum drittenmal niederlegen.

Wir gehen zunächst wieder zu den Inka-Bauten, von denen ich jetzt einige brauchbare Aufnahmen mache. Dainz legt noch eine fein aufgetäfelte Steinwand frei und zieht da und dort Bastfäden, gedrehte Schnüre und Teile von Gebrauchsgegenständen unter den Steinen hervor.

Ein gut geknüpftes und besonders festes Seil läßt sich weder zerreißen noch aus dem steinigen Boden herausziehen.

Dainz meint: „Das sind sicher die Seile, mit denen die Inkas ihre Goldsäcke zugebunden haben!"

Aber auch dieser Gedanke kann unsere Kräfte nicht vermehren - was es immer noch hier an verborgenen Geheimnissen geben mag, eine vollständige Öffnung und Untersuchung des ganzen Bauwerkes ist in unserem körperlichen Zustand und ohne ausreichende Hilfsmittel auch diesmal nicht möglich. Wird es uns wohl jemals gelingen?

Nun noch zum Gipfel, zu der massigen Felspyramide, achtzig Meter über uns.

Wir ruhen eine Weile, dann kriechen wir los — anders ist es nicht mehr zu machen.

Inzwischen hat es zu schneien begonnen — aber nun packt mich verbissener Ehrgeiz, jetzt gebe ich nicht mehr nach.

Wir haben es geschafft — zum dritten Male innerhalb einer Jahresfrist stehen wir hier oben, 6920 Meter über dem

Pazifik, auf dem höchsten Vulkan der Erde, einem der stolzesten Gipfel Amerikas.

Wir sehen uns an und kennen uns fast nicht mehr; unsere Gesichter sind ausgezehrt und sehen uralt aus ... ja, wir stehen schon fast an der Grenze des Lebens, jenseits der Welt der Gefühle, dort, wo es kaum noch einen Unterschied gibt zwischen Sieg und Niederlage ...

*

Vielleicht werden viele Leser dieses Buch aus der Hand legen und sich der Meinung meines guten Hauptmann Steen anschließen: „So ein verrückter Kerl"!

Vielleicht sind aber doch einige dabei, die begreifen, warum ich das alles unternommen und weshalb ich es geschildert habe.

Ist nicht das „befiehl Dir selbst" das Vernünftigste, was sich tun läßt? Und zeigt nicht jedes meiner Abenteuer, wieviel der Mensch sich selbst befehlen kann!

Und vielleicht kommen auch die besonders Klugen, die über meine alte Fahne lächeln und darüber den Kopf schütteln, daß wir nochmals auf siebentausend Meter stiegen, nur um ein schlichtes Grab zu errichten, im Laufe ihres Lebens doch einmal dahinter, daß „Treue kein leerer Wahn" ist, wie unsere Voreltern zu sagen pflegten.

Zu ihrer Lebensweisheit gehörte auch der Satz: „Treue bewährt sich in der Not" — ich füge hinzu: „nur in der Not".